Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **182 (2014)**

Heft 45

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

45/2014 • 6. NOVEMBER • 182. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

MIT UND NICHT GEGEN MIGRANTEN UND FLÜCHTLINGE

Papst Franziskus betont in seiner Botschaft «Zum Welttag des Migranten und Flüchtlings 2014», folgenden Punkt, der besonders auch für die Schweiz und ihren wirtschaftlichen Erfolg gilt: «Wie nie zuvor in der Geschichte erleben unsere Gesellschaften Prozesse weltweiter gegenseitiger Abhängigkeit und Wechselwirkung, die, obgleich sie auch problematische oder negative Elemente aufweisen, das Ziel haben, die Lebensbedingungen der Menschheitsfamilie zu verbessern, und zwar nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer und kultureller Hinsicht. Jeder Mensch gehört ja der Menschheit an und teilt die Hoffnung auf eine bessere Zukunft mit der gesamten Völkerfamilie» (die Botschaft ist unter www.kirchenzeitung.ch aufgeschaltet).

Abschottung ist unchristlich

Das am Anfang der Bibel festgelegte Verhältnis, dass jeder Mensch ein Abbild Gottes ist, hat für uns Christinnen und Christen direkte Folgen, denn damit postuliert die Heilige Schrift das unbedingte Lebensrecht jedes einzelnen Menschen als eine direkte Konsequenz aus seiner Gottebenbildlichkeit. Bei allen, im Einzelfall sogar begreiflichen, aber oft diffusen und deshalb gefährlichen Ängsten, was Fremde und Fremdes betrifft, kann dieser christliche Grundsatz nicht oft genug wiederholt werden. Und es ist Aufgabe der Kirche, als Anwältin für die Migranten und Fremden aufzutreten, gegenteiligen Strömungen in Politik und Gesellschaft der Schweiz zum Trotz: Hier hat die Kirche und haben wir Christinnen und Christen eine wichtige Funktion, für andere Menschen einzustehen, sei es durch unser Wort, aber auch in konkreter Tat durch Respekt, Hilfeleistung und finanzielle Unterstützung. Angesichts des gegenwärtigen furchtbaren Flüchtlingselends im Nahen und Mittleren Osten gilt dies besonders heute.

Wann sind wir wirklich katholisch?

Für jede Pfarrei und jede kirchliche Gemeinschaft stellt sich immer wieder die Frage, ob und wann wir wirklich katholisch, allumfassend, sind. Ein Ausdruck der Katholizität ist, wenn Offenheit da ist für Nichtschweizer, für andere Kulturen, auch für andere Religionsgemeinschaften. Es ist ein schönes Zeichen, dass auch im staatskirchenrechtlichen Bereich schon in einigen Landeskirchen und Kirchgemeinden auch Nichtschweizer mit Niederlassungsrecht politische Rechte haben und so besser integriert werden können. Es ist zu hoffen, dass diese Möglichkeit flächendeckend umgesetzt wird.

Ein halbes Jahr nach der «Masseneinwanderungsinitiative» und wenige Wochen vor der Abstimmung über die «Ecopop»-Initiative ist der Sonntag der Völker ein guter Moment, über die «Identität» der Schweiz nachzudenken, über unser Verhältnis zu «Ausländern» und die Gestaltung des Zusammenlebens in unserem Land. Wie Bischof Giuseppe Grampa in seiner 1.-August-Botschaft geschrieben hat, sind dabei nicht die sichtbaren, sondern die «unsichtbaren Ausländer» gefährlich (vgl. SKZ Nr. 31–32/2014). *Urban Fink-Wagner*

641 SONNTAG DER VÖLKER
642 LESEJAHR
643 50 JAHRE RPI
646 PROPHETEN
647 KIPA-WOCHE
651 SPIRITUAL CARE
655 AMTLICHER TEIL

BERUFEN ZUR FREIHEIT DER TAT: DAS «PHÄNOMEN ERLERNTER HILFLOSIGKEIT»

Christkönigssonntag: (Ez 34,11–12.15–17; 1 Kor 15,20–26.28) Mt 25,31–46

Seit den 1960er-Jahren ist in der Verhaltenspsychologie das Phänomen der «erlernten Hilflosigkeit» bekannt. Erforscht wurde es von den US-amerikanischen Psychologen Martin E. P. Seligmann und Steven F. Maier. Auch wenn ihre Forschungsmethoden (Versuchsketten am Verhalten von Hunden) heute entschieden abzulehnen sind – mit der Erforschung des «Phänomens der erlernten Hilflosigkeit» haben sie den Blick dafür geschärft, dass Individuen aufgrund radikaler und ständiger Erfahrungen von Verletzung und Schmerz, von Hilflosigkeit und von Kontrollverlust in ihrem gesamten Denk- und Handlungsrepertoire langfristig eingeschränkt werden können. Vielmehr noch: Werden Individuen in der Verarbeitung solcher Erfahrungen alleine gelassen oder werden sie diesen gar bewusst und ständig ausgesetzt, ist eine Grundhaltung vorprogrammiert, die sie nicht nur emotional wie motivational lähmt und unter ständigen Stress stellt, sondern auch psychisch wie physisch zugrunde richtet. Denn der pathologische Zustand «erlernter Hilflosigkeit» versagt Menschen jedwede Möglichkeit, Lösungsstrategien für neue Situationen und Kontexte sowie für auftretende Probleme zu finden oder Lösungsstrategien von anderen positiv anzunehmen, weil es für sie sowieso keinen Ausweg gibt. Selbst wenn sie sich theoretisch über Lösungsstrategien bewusst sind, faktisch werden sie so von ihrem pathologischen Zustand bestimmt, dass sie ihn praktisch nicht überwinden können. Bildlich gesprochen: Es entsteht ein Teufelskreis der Hoffnungs- und Machtlosigkeit, bei dem die Angst Stück für Stück die Seele «aufisst». Wie nun umgehen mit dem Phänomen erlernter Hilflosigkeit?

Lösungsstrategie: Die Schaffung handlungsorientierter Räume

Von den unterschiedlichen Lösungsstrategien, die Auswege aus dem pathologischen Zustand «erlernter Hilflosigkeit» anzeigen, erweisen sich solche als zukunftsweisend, die handlungsorientierte Räume zu realisieren suchen. Solche befreienden Räume basieren auf Beziehungsprozessen, die von vorbehaltloser Wertschätzung, gegenseitigem Vertrauen und zweckfreier Verlässlichkeit geprägt sein sollen, dank derer Menschen das Vertrauen und die Überzeugung in die Wirksamkeit und Kontrollierbarkeit ihres eigenen Handelns zurückgewinnen können: Räume also, die eine Partizipation an solchen Beziehungsqualitäten ermöglichen, die das Gespür für die Positivität und Kreativität des je eigenen Möglichkeitspotenzials (wieder) vermitteln und die ein Vertrauen in die Ermöglichungsressourcen der eigenen Handlungsfähigkeiten «tatsächlich» (im Sinne von handlungsorientiert) (zurück-)gewinnen lassen.

Kirche im Angesicht «erlernter Hilflosigkeit»

Das Phänomen der erlernten Hilflosigkeit stellt gerade auch für die Kirche eine besondere Anfrage an ihr pastorales Selbstverständnis dar. Daran erinnert vor allem das Sprachspiel von Papst Franziskus, dem eine «verbeulte Kirche» lieber ist als eine sicherheitsverliebte, sich selbst lähmende Kirche (vgl. Evangelii gaudium 49). Angesichts der Radikalität spätmoderner Kontexte kann auch Kirche der Gefahr nicht entkommen, Beziehungsqualitäten Raum zu geben, die der Radikalität der Erfahrungen von Hilflosigkeit und Angst Vorschub leisten. Gerade das Freiheitsparadigma des christlichen Glaubens steht dem diametral entgegen. Es erinnert nicht nur an die Denk- und Handlungsfreiheit Jesu, sondern will Menschen an solchen Beziehungsqualitäten partizipieren lassen, die ihnen handlungsorientierte Auswege aus der selbstzerstörerischen Macht «erlernter Hilflosigkeit» anbieten.

Talente wider die «erlernte Hilflosigkeit»

Das matthäische Gleichnis von den Talenten erfährt nicht selten eine existenzielle Auslegung des Gnadencharakters der Gott-Mensch-Verbindung. Die Stossrichtungen dieser Auslegungstraditionen wollen Menschen dafür sensibilisieren und ermutigen, sich mit dem Möglichkeitspotenzial und Chancenreichtum je eigener Talente beschenkt und freigesetzt zu erfahren und so trotz möglicher (Versagens-)Ängste oder Heils(un)gewissheiten sich den Wagnissen des Lebens tatkräftig auszusetzen. Die radikale Pointe dieser Auslegungstraditionen mündet in der Tatsache, dass uns hierfür nur dieses eine und nicht wiederholbare Leben zur Verfügung steht. Was für die handlungsorientierten Massnahmen gegen die zerstörerische Kraft «erlernter Hilflosigkeit» gilt, wird theologierelevant für die pastorale Grundausrichtung der Kirche im Kontext dieses Gleichnisses. Die kirchliche Pastoral darf niemals solche Räume verantworten (wollen), deren Beziehungsqualitäten Menschen (wie in der Gestalt des dritten Knechtes) in den Teufelskreis der Hoffnungs- und Machtlosigkeit treibt und der dazu führt, dass Menschen – von Angst und willkürlicher Hilflosigkeit beherrscht – ihrem Möglichkeitspotenzial und den Ermöglichungsressourcen der eigenen Handlungsfähigkeiten nicht mehr trauen. Vielmehr sollte die kirchliche Pastoral Menschen die Beziehungsqualitäten von vorbehaltloser Wertschätzung, gegenseitigem Vertrauen und zweckfreien Verlässlichkeiten erfahrbar machen, die es ihnen ermöglicht, an der angstfreien Lebens- und Glaubenseinstellung der beiden anderen Knechte partizipieren zu können, die sich zur Freiheit der Tat berufen erfahren. *Salvatore Loiero*

Salvatore Loiero ist Professor des deutschsprachigen Lehrstuhls für Pastoraltheologie, Religionspädagogik und Homiletik an der Theologischen Fakultät der Universität Fribourg.

SKZ 45/2014

MIT DER BIBEL IN DIE SCHULE

Hintergründe und Profil einer heutigen Bibeldidaktik

Dr. theol. Veronika Bachmann ist Dozentin für Altes Testament am Religionspädagogischen Institut (RPI) der Universität Luzern.

50 JAHRE RPI

Die Bibel ist (…) viel weniger ‹pädagogisch›, als wir es oft erwarten. (…) Es geht [beim Bibellesen] nie einfach um blinden Gehorsam und Nachahmung. Der biblische Text will ein selbstbewusstes Gegenüber. Die richtige und angemessene Reaktion der Lesenden auf das Erzählte ist oft gerade der Widerspruch!»[1] Mit dieser Äusserung des Bamberger Neutestamentlers Joachim Kügler ist bereits vieles über das Spannungsfeld ausgesagt, in dem sich die Bibeldidaktik heute im deutschsprachigen Raum bewegt, wenn man den gesellschaftlichen Diskurs in den Blick nimmt. Wenigen Erwachsenen ist die Bibel wirklich vertraut, es existieren Vorurteile gegenüber der gesamten Bibel oder gewissen Teilen davon, aber auch denjenigen gegenüber, die sich überhaupt noch für die Bibel interessieren. Als symptomatisch dafür können etwa die mehrheitlich negativen Reaktionen auf den Kinofilm «Noah» von Regisseur Darren Aronofsky gewertet werden, der im Frühling dieses Jahres in die Schweizer Kinos kam und dort seinen Platz nicht lange halten konnte. Gemäss der im «Tages-Anzeiger» und in der «Basler Zeitung» veröffentlichten Filmkritik handelt es sich beim Film um eine überflüssige, lächerlich-bombastisch inszenierte «Kinderlehre», die «fadengrad zum Gottvertrauen» führt.[2] Der Grundtenor der Rezension lässt vermuten, dass deren Verfasser gar nicht sehen wollte, dass man diesen Film als pädagogisch durchaus wertvollen «Noah für Erwachsene»[3] schätzen kann. Doch was heisst «pädagogisch», wenn damit nicht das «fadengrade Hinführen zum Gottvertrauen» gemeint ist? Was kann die Auseinandersetzung mit biblischen Texten und Themen bieten, wenn man von einem Bibelverständnis ausgeht, bei dem die Bibel nicht auf ein Rezeptbuch für moralinreiche Menüs oder mit Frömmigkeitssirup getränkte Süssspeisen reduziert wird? Solche und weitere Fragen gehören zum heutigen Reflexionsbereich der Bibeldidaktik. Im Folgenden werden keine Argumente präsentiert, warum Bibelunterricht noch heute einen Platz in der Schule haben soll, denn solche lassen sich andernorts nachlesen.[4] Anhand einiger Ausführungen zu ausgewählten Bibeltexten und anhand eines Blicks auf die Geschichte der Kirche mit der Bibel soll das heutige Profil bibeldidaktischen Arbeitens und Reflektierens historisch eingebettet und anschaulich gemacht werden.

Biblisches Fragen nach Ordnung und gelungener Gottesbeziehung

Fragen nach der Gottesbeziehung (Stichwort «Frömmigkeit») und Fragen nach gutem/richtigem Tun (Bereich der Ethik und der Moral) sind in der Bibel durchaus Thema. Auch dem direkten Appell, eine gute Gottesbeziehung anzustreben (in biblischen Worten: «sich JHWH/Gott zuzuwenden») und durch den eigenen Lebenswandel einer tragfähigen Ordnung zum Durchbruch zu verhelfen (biblisch ausgedrückt «die Weisungen Gottes zu befolgen» oder schlicht «weise» durchs Leben zu gehen), kann man hier und dort begegnen. Allerdings ist es wichtig zu sehen, dass heutige Leserinnen und Leser erst einmal nicht direkt in die Aussagen hineingenommen sind. Trifft man auf einen Appell, zeigt der Text in der Regel an, an wen sich dieser konkret richtet, und das ist sowohl in Texten des Alten als auch des Neuen Testaments praktisch nie die «ferne Generation», die wir aus damaligem Blickwinkel wären. Aber auch Erzählzusammenhänge können wichtig sein, um Anweisungen einzuordnen. Alle die Gebote etwa, von denen es in den Büchern Exodus bis Deuteronomium heisst, dass sie am Sinai offenbart worden seien, werden erst einmal als Gebote präsentiert, die für das Volk Israel bestimmt sind, das sich auf dem Weg zwischen dem «Sklavenhaus Ägypten» und dem eigenen Land befindet. Damit werden sie als Regeln kenntlich gemacht, die denen einer versklavenden Gesellschaftsordnung entgegenstehen. Deutlich kommt dies im Fremdenliebe-Gebot zum Ausdruck, das in Lev 19,34 formuliert ist. Das Gebot der Nächstenliebe (vgl. Lev 19,18) zuspitzend heisst es dort: «Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen.»

Gerufen, den eigenen Sohn zu töten?

Dass bei der Textdeutung ein Blick auf den Erzählzusammenhang wesentlich sein kann, veranschaulicht auch die berühmte Erzählung von Abraham, der von Gott gerufen wurde, seinen Sohn Isaak zu opfern (Gen 22). Schaut man allein auf Gen 22, lockt eine Deutung, die seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. bezeugt ist. Danach geht es bei der Probe, der Abraham ausgesetzt wird (vgl. Gen 22,1), um eine Glaubensprüfung. Zu den frühesten Schriften, die eine solche Lesart bestätigen, gehört das Jubiläenbuch, eine Schrift aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., die nur im äthiopischen Christentum Eingang in den biblischen Kanon gefunden hat.[5] Sie stellt dem Genesistext eine kleine Einleitung voran, die an den Anfang des Ijobbuches (Ijob 1,6–12) erinnert. Ist dort von Satan die Rede, der vor Gott

[1] Joachim Kügler: Hände weg!? Warum man die Bibel nicht lesen sollte … und warum doch. Würzburg 2008, 52–53.

[2] http://bazonline.ch/kultur/kino/Bombastische-Kinderlehre/story/10533470 und http://www.tages-anzeiger.ch/kultur/kino/Bombastische-Kinderlehre/story/10533470, abgefragt am 17.10.2014.

[3] So der Titel und die Stossrichtung der Rezension von Detlef Hecking und Peter Zürn vom Schweizerischen Katholischen Bibelwerk, die über die kipa verbreitet wurde (http://www.kipa-apic.ch/k253570, abgefragt am 17.10.2014).

[4] Vgl. z. B. Franz W. Niehl: Bibel verstehen. Zugänge und Auslegungswege. Impulse für die Praxis der Bibelarbeit. München 2006, 145–155; Burkard Porzelt: Grundlinien biblischer Didaktik. Bad Heilbrunn 2012, 54–67; Mirjam Schambeck: Bibeltheologische Didaktik. Biblisches Lernen im Religionsunterricht. Göttingen 2009, 68–81.

[5] Im Neuen Testament, wo man gerne auf Abraham als exemplarischen Glaubenden Bezug nimmt, findet sich diese Lesart in Hebr 11,17–19.

50 JAHRE RPI

tritt, so erzählt das Jubiläenbuch von einem «Fürst Mastema», der vor Gott getreten und diesen durch die folgenden Worte herausgefordert habe: «Siehe, Abraham liebt den Isaak, seinen Sohn, und er freut sich über ihn vor allen. Sage ihm, er soll ihn hinaufbringen als Brandopfer auf den Altar! Und du wirst sehen, ob er dieses Wort tut. Und du wirst wissen, ob er glaubend ist in allem, womit du ihn versuchst.»[6] Auch wenn später nicht die Version mit Mastema prominent geworden ist, so doch die Deuterichtung, die das Jubiläenbuch damit vorgibt.

Liest man die Geschichte von der Bindung Isaaks im grösseren Erzählzusammenhang, kann die Erzählung auch anders gedeutet werden. Mit dem Ruf Gottes, so eine der Alternativlesarten,[7] wird Abraham als Mensch herausgefordert, der zuvor mehrmals aus eigenem Antrieb ihm nahestehende Menschen preisgegeben hat. Zweimal war dies seine Frau Sara (Gen 12; 20), zweimal Saras Magd Hagar (Gen 16; 21), beim zweiten Mal gar zusammen mit seinem erstgeborenen Sohn Ismael. Es kann als Akt des Aufrüttelns verstanden werden, dass Abraham nun aufgefordert ist, durch das Töten seines einzigen verbliebenen Sohnes, der für das Weiterleben der Sippe steht, letztlich sich selbst preiszugeben.

Blickt man auf die zwei unterschiedlichen Deutungen, muss man einräumen, dass der Text am Ende mehrdeutig bleibt: Man kann Genesis 22 sehr wohl als Geschichte lesen, die von einem Gott handelt, der Opfer einfordert. Aber man kann sie auch anders lesen: Als Geschichte, die von einem göttlichen Vis-à-vis erzählt, das Menschen, die Opfer fordern, verstört und so wieder zur Besinnung bringt.

Zwischen Bibelverbot und Aufruf zur Bibellektüre

Tendenziell ist wenig bekannt, dass bereits die Geschichte der Kirche mit der Bibel und ihrer Auslegung alles andere als gradlinig verlief. Ein paar ausgewählte Stationen mögen die Komplexität des Verhältnisses veranschaulichen:[8]

– Blickt man auf die zahlreichen alttestamentlichen Bezüge im Neuen Testament oder auch auf Erzählungen wie Apg 8,26–39 (Philippus liest dort zusammen mit einem Mann aus Äthiopien eine Jesaja-Passage, worauf sich dieser taufen lassen will), so wird offensichtlich, dass biblische Texte in frühchristlicher Zeit die Grundlage boten, um Jesus im Horizont der judäisch-jüdischen Tradition als Gesalbten zu deuten und seine Bedeutung zu verbreiten. Statt von «Bibel» sprach man damals von der «Schrift» bzw. davon, dass dies oder jenes «geschrieben steht». Mit dem Geschriebenen waren selbstverständlich die Schriften Israels gemeint, also die Schriften, die wir heute christlicherseits zum Alten Testament zählen. Damit gilt, was M. Köhlmoos folgendermassen zuspitzt: «Für das Neue Testament ist (…) das ‹Alte› Testament die einzige heilige Schrift!»[9]

– In den ersten Jahrhunderten wurde es im Christentum als wichtig empfunden, dass die Bibeltexte sprachlich verständlich waren. An Orten und in Zeiten, wo die griechische Sprache verbreitet war, wurden die Texte der hebräischen Bibel in ihrer griechischen Übersetzung gelesen und gedeutet. Für Gemeinden, deren Mitglieder kein Griechisch verstehen konnten, übersetzte man die Texte (dann auch diejenige, die wir heute zum Neuen Testament zählen) in weitere Sprachen, z. B. ins Lateinische, ins Syrische oder ins Koptische.

– Im Judentum gewannen die biblischen Texte in der Zeit nach der Zerstörung des Tempels durch die römischen Truppen (70 n. Chr.) und nach dem gescheiterten Bar-Kochba-Aufstand (132–135 n. Chr.) wieder vermehrt in ihrer Originalsprache, dem Hebräischen, an Bedeutung. Hebräischkenntnisse wurden damit zu einem wichtigen kulturellen und religiösen Bildungsgut. In der römischen Westkirche wurde demgegenüber die lateinische Bibelfassung (Vulgata) immer wichtiger. Obwohl sie anfangs natürlich ebenfalls dazu diente, die Texte einem Lesepublikum, das weder griechisch- noch hebräischkundig war, sprachlich verständlich zu machen, trat mit der Zeit das Bemühen um die Bewahrung dieser spezifischen Textform in den Vordergrund. Eine solche Entwicklung kann man einerseits mit einem spezifischen Verständnis von «Heiligkeit» zusammenbringen, die man dem Bibeltext zuzusprechen begann. Als «Heilige Texte» musste man ihren Inhalt gar nicht mehr zwingend verstehen, sondern «es genügte, zu wissen, dass es die richtigen Texte sind, die ihre heilsame Wirkung tun, indem sie vom Priester gelesen werden.»[10] Andererseits ist christlicherseits seit der sog. patristischen Zeit eine Tendenz zu beobachten, eine kirchenamtliche Deutungsautorität anzustreben. Wenn Leute die Bibel in die Volkssprache zu übersetzen und diese Übersetzungen zu lesen und auszulegen begannen, konnte das gefährlich werden.[11] Eine Gruppe, die im Mittelalter mit einer solchen Mentalität konfrontiert war und entsprechend in die Mühlen der Inquisition geriet, war die Waldenserbewegung. Die Kirchenautoritäten behalfen sich, indem sie solche Gruppen als Ketzer aburteilten und gar so weit gingen, Bibeln zu verbrennen. Das Statement, woran die katholische Kirche auch in der Reformationszeit weiter festhielt, war klar: Die Bibel sollte nicht in der Volkssprache gelesen werden.

– Eine ganz andere Verhältnisbestimmung zwischen Bibel und katholischer Kirche manifestiert sich in kirchlichen Dokumenten des 20. Jahrhunderts.[12] Im Jahr 1943 räumte die päpstliche Enzyklika «Divino afflante Spiritu» der wissenschaftli-

[6] Jub 17,16; Übersetzung aus: Klaus Berger: Unterweisung in erzählender Form. Das Buch der Jubiläen. Gütersloh 1981.
[7] Vgl. in diese Richtung Irmtraud Fischer: Genesis 12–50. Die Ursprungsgeschichte Israels als Frauengeschichte, in: Luise Schottroff u. a. (Hrsg.): Kompendium Feministische Bibelauslegung. Gütersloh ²1999, 12–25, bes. 16–17.
[8] Vgl. zum Thema Friederike Nüssel (Hrsg.): Schriftauslegung. Tübingen 2014.
[9] Melanie Köhlmoos: Altes Testament. Tübingen 2011, 13.
[10] Kügler (wie Anm. 1), 36.
[11] Vgl. hierzu ebd., 29–33.
[12] Vgl. zum Folgenden Johanna Rahner: Gotteswort in Menschenwort. Die Bibel als Urkunde des Glaubens, in: Susanne Gillmayr-Bucher u. a.: Bibel verstehen. Schriftverständnis und Schriftauslegung. Freiburg i.Br.-Basel-Wien 2008, 7–36.

chen, historisch-kritisch ausgerichteten Exegese eine Existenzberechtigung ein und damit auch einem hermeneutischen Zugang, der ernst nimmt, dass es zwischen dem Damals (als die biblischen Texte geschrieben worden sind) und dem Heute eine Differenz gibt, die zu reflektieren ist. Das Zweite Vatikanum bekräftigte diese Stossrichtung. Statt die Irrtumslosigkeit der Bibel zu verfechten, weisen die Dokumente darauf hin, dass stets sorgfältig nachzuforschen sei, was Gott durch die von Menschen geschriebenen biblischen Texte an Wahrheit vermitteln wollte. So heisst es in «Dei verbum»: «Da Gott in der Heiligen Schrift durch Menschen nach Menschenart gesprochen hat, muss der Schrifterklärer, um zu erfassen, was Gott uns mitteilen wollte, sorgfältig erforschen, was die heiligen Schriftsteller wirklich zu sagen beabsichtigten und was Gott mit ihren Worten kundtun wollte» (DV 12). Ausdrücklich wird ferner festgehalten, dass der Zugang zur Heiligen Schrift «für die an Christus Glaubenden weit offenstehen» solle (DV 22).[13]

Die Bibel im schulischen Kontext oder: Vom Lehr- zum Lernbuch

Gerade die letztgenannten Aspekte, dass es sich bei den biblischen Texten um «Gotteswort in Menschenwort» handelt und dass der Zugang zur Bibel allen offenstehen soll, ist für heutige Ansätze der Bibeldidaktik zentral. Allerdings ist damit noch nichts über die Ziele der Begegnung mit den Texten und über die Rollen ausgesagt, die man sowohl den Schülerinnen und Schülern als auch den Lehrpersonen zuschreibt. Obwohl die obigen Ausführungen zu konkreten Textbeispielen (biblische Sintfluterzählung, Gesetzestexte in den Büchern Exodus bis Deuteronomium, Erzählung von der Nicht-Opferung Isaaks) sehr allgemein und knapp ausfielen, lässt sich anhand dieser Beispiele präzisieren, worum es heute geht bzw. gehen kann, wenn durchaus auch in der Schule mit biblischen Texten und Themen gearbeitet wird. Aus Platzgründen konzentriere ich mich auf die Sintfluterzählung (Gen 6,5–9,17).

Die biblische Sintfluterzählung ist aus exegetischem Blickwinkel ein Beispiel dafür, wie in der Bibel Erzählversionen der gleichen Geschichte ineinander verwoben werden konnten. Spuren der «Doppelspurigkeit» lassen sich hier und dort entdecken (vgl. z. B. die unterschiedliche Angabe zur Anzahl der reinen Tiere, die in die Arche kommen sollten). Zudem bringt sie deutlich zum Ausdruck, wie Texte mit so genannten Leerstellen arbeiten. Über die Perspektive Noahs z. B. bekommen wir kaum etwas erzählt. Was er, seine ganze Familie und auch weitere Menschen dachten, fühlten usw. lässt der Text offen. Durch dieses Ausblenden bleibt die Perspektive biblisch auf Gott gerichtet, was dazu einlädt, zusammen mit Schülerinnen und Schülern dem nachzugehen, was der Text über Gott und seine Beziehung zur Schöpfung aussagen möchte. Die Antworten sollen im Unterricht vielstimmig ausfallen dürfen, wobei die Vielstimmigkeit zum Gespräch darüber anregen kann, ob der eine oder andere herausgearbeitete Aussagegehalt erstens tatsächlich zum Text passt und zweitens im Rahmen heutiger Lebensrealitäten plausibel wirkt oder nicht.

Die biblische Sintflutgeschichte knüpft an die Tradition bereits älterer altorientalischer Sintfluterzählungen an.[14] Auch diese erzählen von der grossen Flut v. a. aus einer göttlichen Perspektive. Den biblischen Text mit solchen Erzählungen in ein Gespräch zu bringen, kann helfen, die spezifische Stossrichtung der biblischen Version noch klarer wahrzunehmen. Bezieht man Aronofskys Film als weitere Erzählversion in das Gespräch mit ein, fällt auf, dass sich dieser auf den menschlichen Blickwinkel konzentriert, der in der biblischen Erzählung ausgeblendet wird. Es sind somit gerade die Leerstellen, die Aronofsky interessieren. Er hat alles andere als den Anspruch, den Willen Gottes zu offenbaren oder Gottvertrauen zu wecken, sondern konfrontiert das Filmpublikum mit der «conditio humana», zu der Fehlbarkeit und Grenzen der Erkenntnisfähigkeit mit dazugehören. Im Unterricht kann der Fokus auf Leerstellen durch Methoden wie den Bibliolog aufgegriffen werden.[15]

Das Gesagte verdeutlicht, dass es bei heutigen Ansätzen der Bibeldidaktik um vielfältige Zugänge zu biblischen Texten und Themen gehen kann und soll. Ein zentrales Anliegen besteht darin, sowohl die Texte und ihre Welten (Entstehungskontexte, damalige Sicht auf «Himmel und Erde», literarische Eigenheiten usw.) als auch die Schülerinnen und Schüler und ihre heutigen Lebensrealitäten ernst zu nehmen. Lehrpersonen sind damit vor die anspruchsvolle Aufgabe gestellt, Anwälte und Anwältinnen für beide Seiten zu sein. Die Schülerinnen und Schüler als Bibelleserinnen und Bibelleser ernst zu nehmen, braucht zum einen Mut, denn wie Kinder und Jugendliche auf unterschiedliche Texte reagieren, kann Überraschungen bergen. Zum anderen fordert es ein Stück Bescheidenheit: Die Lehrperson hat nicht (mehr) die Aufgabe, den Schülerinnen und Schülern die eine theologische Pointe eines Bibeltextes (sein Kerygma) zu vermitteln. Zu vielschichtig sind die Texte, und zu wenig würde dies die Kinder und Jugendlichen dazu anleiten, das selbstbewusste Gegenüber der Texte zu werden, das diese laut Eingangsvotum einfordern. Allerdings kann es nicht nur darum gehen, das Selbstbewusstsein der Schülerinnen und Schüler zu bestärken. Mindestens so wichtig bleibt das Einüben der Fähigkeit zum Hinhören und Hinschauen – um überhaupt die Wahrheitssplitter erfassen zu können, die in Begegnungen (nicht nur mit biblischen Texten!) greifbar werden.

Veronika Bachmann

[13] Weitere lehramtliche Schreiben zum Thema Bibelauslegung liegen mit dem Dokument Die Interpretation der Bibel in der Kirche (1993) und mit dem apostolischen Schreiben Verbum domini (2010) vor. Für eine kritische Reflexion der Verlautbarungen von Papst Benedikt XVI. zum Thema vgl. Thomas Staubli: Zurück zu den Kirchenvätern?, in: Hermann Häring (Hrsg.): Der Jesus des Papstes. Passion, Tod und Auferstehung im Disput. Berlin 2011, 11–18, speziell zum Bibelverständnis, das die Trilogie «Jesus von Nazareth» von J. Ratzinger/Benedikt XVI. prägt, die Beiträge von Thomas Söding in SKZ 182 (2013), Nr. 20–21, 328–330.335, und Nr. 22, 347–348.357–358.

[14] Einen Überblick hierzu bietet z. B. Peter Höffken: Zuversicht und Hoffnung in Verbindung mit babylonischen Fluttraditionen, in: Norbert C. Baumgart u. a. (Hrsg.): Die Sintflut. Zwischen Keilschrift und Kinderbuch. Das neue Interesse an der alten Erzählung als religionspädagogische Herausforderung. Münster 2005, 53–72.

[15] Vgl. hierzu Uta Pohl-Patalong: Bibliolog, in: Mirjam Zimmermann u. a. (Hrsg.): Handbuch Bibeldidaktik. Tübingen 2013, 516–522.

FRAUEN UNTER DEN PROPHETEN

PROPHETEN

Im Mai 2014 wurde der dritte Band der Reihe «Frauen und Männer im Alten Testament» von Walter Bühlmann in einer Buchvernissage in Sursee vorgestellt. Die Literatur- und Theaterkritikerin Klara Obermüller würdigte in einem ausgezeichneten Referat die Neuerscheinung. Walter Bühlmann erweitert in seinem Buch «Prophetinnen und Propheten» die bisherigen Darstellungen der Prophetie Israels und weist besonders auch auf die Bedeutung der Prophetinnen hin. Propheten treten nicht erst in Israel auf. Bereits im 18. Jahrhundert v. Chr. gibt es im Nordosten von Syrien Zeugnisse orientalischer Prophetie. Tonscherben nennen Namen, und der Kenner kann diese den Herrschenden zuordnen, denen die bezeichneten Propheten dienten. Aber Walter Bühlmann macht in seinem kenntnisreichen Buch klar: Propheten gab es immer, auch heute. Damals dienten sie den Kämpfern/Herrschern für Landnahme und -verteidigung. Heute gilt sie eher der «overwhelming», der überfliessenden Menschheit, die Millionen Menschen in die Flucht jagt und in der die masslos Reichen das unermessliche Leid der Armen und Mittellosen erzeugen. Leben wird auf vielfältige Art geopfert. Da kann man schon schockiert fragen, ob denn die Propheten sprachlos geworden sind, oder hört man sie einfach nicht im grossen Sprachwirrwarr der medialen Welt.

Es ist an der Zeit, die Frage nach der tatsächlichen Bedeutung der Prophetie zu stellen. Eine Frage, die Walter Bühlmann in seinem neuen Buch durch alle Zeiten bis heute begleitet. Schritt für Schritt umschreibt er deren Rolle und definiert ihr Wirken. Schliesslich kann er sich auf mögliche Angaben für den weisen Propheten festlegen. Das sind Indizien, wonach sich echt und falsch in der Prophetie unterscheiden lässt. Das ist wichtig, nachdem es selbst im Prophetengesetz des Mose heisst, es sei schwer, die echte von der falschen Prophetie zu trennen. Propheten, schreibt Walter Bühlmann, zeichnen sich durch Nichtkonformität gegenüber der herrschenden Meinung aus. «Mainstream» ist für sie keine Option. Sie sind einzigartig und nehmen darum eine Aussenseiterposition ein. Sie sind unabhängig von Arbeitgebern und streben nicht nach eigenen Vorteilen. Die grosse, zahlende Anhängerschaft ist nicht das Ziel, womit sich denn die Propheten klar vom modernen Sektenführer abgrenzen. Propheten haben den Mut, auch unpopuläre Botschaften zu vertreten. Sie sind frei von Populismus und machen ihn bewusst. Aber auch das gehört zum echten Propheten: Er stimmt überein mit dem Kern des Gottesglaubens, den er damit auch immer wieder definiert. Er ist integer und darum glaubwürdig, und aus dieser Position vermag er, bestehende Verhältnisse zum Bessern zu bewegen, statt sie zu stabilisieren. Er ist deswegen frei von äusseren Autoritäten, weil er sich auf die Kraft der inneren Erfahrung stützt, die er als Auftrag von Gott versteht.

Diese Indizien sind so etwas wie ein Wegweiser durch alle Jahrhunderte der Prophetie, und so kann Bühlmann die Geschichte der Prophetie an vielen Einzelbeispielen aufzeigen. Dabei legt er Wert auf die Festellung, dass Prophetie keine Männersache ist, wie zeitweise geglaubt. Neben den viel zitierten wie Mose, Elija, Jesaja, Jeremia, Ezechiel und jenen im Neuen Testament stellt er eine ganze Reihe prophetischer Frauen vor, die bisher kaum als solche anerkannt wurden. Dazu zählt er Mirjam, die neben Mose wirkte, Debora aus dem Richterbuch, Hanna, Abigajil, Hulda, dann Elisabet, Maria und Hanna im Neuen Testament. Die Reihe ist mit dem Neuen Testament aber nicht zu Ende. Bemerkenswert ist, dass sich für die frühe Prophetin Mirjam das Volk einsetzt. Die Schwester von Mose sollte in der Versammlung schweigen und wurde deshalb mit Aussatz geschlagen. Doch das Volk nahm im Streit um die Führung in der Gesellschaft für sie Stellung, und es wurde gehört. Auch wenn Bühlmann die Propheten und Prophetinnen bis in unsere Zeit nicht aufzählt – das würde viel zu weit führen –, gibt er mit seinen Indizien doch die Kriterien bekannt, an denen man die weisen Männer und Frauen der Prophetie auch heute messen kann.

In ihrer Rede zur Buchvernissage in Sursee ortete Klara Obermüller die heutigen Propheten unter den Intellektuellen: «Das können Schriftsteller sein, Philosophen oder auch Theologen, das können Künstler und Kulturschaffende, das können auch Journalistinnen und Journalisten sein.» Folgerichtig hat Bühlmann sein Buch seiner ehemaligen Studentin, der kritischen Journalistin Klara Obermüller, gewidmet. Folgerichtig weist er in seinem Buch auch immer wieder auf die wenig dankbare Situation der Prophetinnen in der ganzen Geschichte hin, wurden sie von den herrschenden Amtsträgern im Alten Testament wie in christlicher Zeit immer wieder verschwiegen, weil sie nicht ins Klischee der Männerdomäne passten. So nimmt Walter Bühlmann auch in seinem neuen Buch kein Blatt vor den Mund, sondern sagt mutig, was Sache ist. Darüber hinaus baut er mit seiner profunden Sachkenntnis der konkreten Situationen im Nahen Osten zahlreiche Brücken von der heutigen Situation in die damalige Geschichte. Das weckt, wenn man sich mal in die Frühzeit des Themas eingelesen hat, Neugier, was auf den Laien, dem die alten Schriften erratisch und verstaubt vorkommen, erfrischend wirkt und ihn erst noch von Zeit zu Zeit nach dem Originaltext, der Bibel, greifen lässt. Eine methodisch sehr anregende Lektüre also. *Willi Bürgi*

Willi Bürgi-Schwegler arbeitet als Journalist in Sursee.

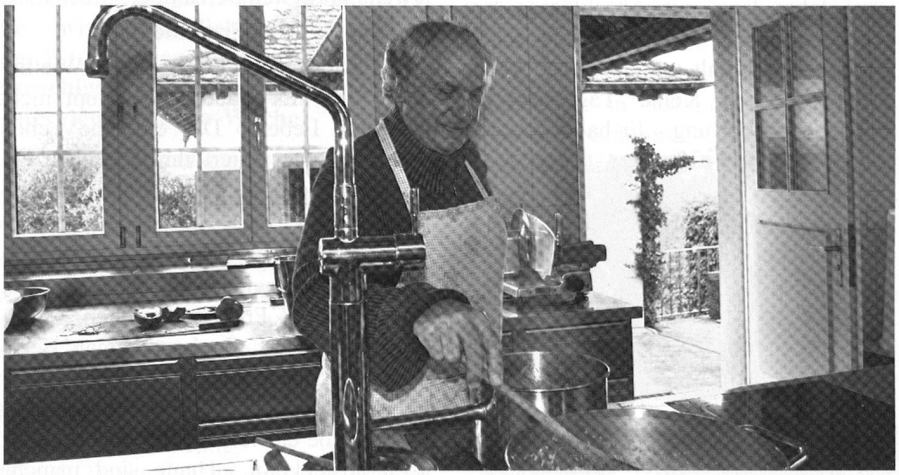
[1] Walter Bühlmann: Prophetinnen und Propheten, Bd. 3: Frauen und Männer im Alten Testament. (Rex Verlag) Luzern 2014, 160 Seiten.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
4.11.14 / Nr. 44
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Zwischen Ehefrau und Kloster

Bernhard Wietlisbach ist Teilzeit-Kapuziner in Rapperswil

Von Barbara Ludwig



Bernhard Wietlisbach in der Klosterküche der Kapuziner von Rapperwil.

Rapperswil SG. – Im Kapuzinerkloster Rapperswil am Zürichsee leben zehn Kapuziner und zwei Ordensfrauen. Hier gehen aber auch viele andere Menschen aus und ein. Gäste, die sich eine Auszeit im «Kloster zum Mitleben» gönnen. Und freiwillige Helfer. Bernhard Wietlisbach (68) ist einer von ihnen. Der Aargauer ist verheiratet und hat sich ein Leben in zwei Welten eingerichtet. Ein Besuch beim «Teilzeit-Kapuziner».

Ein Montagvormittag im Kapuzinerkloster Rapperswil. Sechs Männer sitzen am Tisch, trinken Kaffee, essen Gipfeli. Weisses Haar, graue Bärte. Alle sind über 60. Fünf sind Kapuziner, drei tragen eine braune Kutte. Einer ist Bernhard Wietlisbach, 68, verheiratet seit 44 Jahren, ein Sohn, zwei Enkel.

Seit mehr als drei Jahren hat er hier ein zweites Zuhause an bester Lage: Das Kloster liegt auf dem «Kapuzinerzipfel», einer Landzunge am Rande der Rapperswiler Altstadt. Im Garten hinter hohen Mauern, die das Klosterareal von der Seepromenade abgrenzen, wachsen Gemüse und Blumen. Von der Terrasse aus sieht man die Inseln Lützelau und Ufenau. Bernhard Wietlisbach pendelt jede Woche zwischen Wettingen AG an der Limmat und Rapperswil am Zürichsee. Von Montag bis Mittwochabend lebt er im Kloster, von Donnerstag bis Sonntag mit seiner Frau.

Frühstück 6.45 Uhr. Morgengebet 7.15 Uhr. Mittagsgebet 11.45 Uhr. Mittagessen 12.05 Uhr. Abendlob 17.30 Uhr. Nachtessen 18.15 Uhr. Nachtgebet 21.30 Uhr. Das Leben im Kloster ist stark strukturiert. Bernhard Wietlisbach macht den ganzen spirituellen Teil mit. Nur das Mittagsgebet lässt er aus, weil er für die Küche zuständig ist. Er kocht für Brüder und Gäste, bis zu 25 Personen sitzen am Tisch. Am Nachmittag rüstet der frühere Hobbykoch Gemüse aus dem Garten, später bereitet er das Nachtessen zu.

«Ich spürte, ich brauche das»

Es begann mit einer Schnupperwoche. Doch «schon am zweiten Tag nahm es mir den Ärmel hinein», erzählt Bernhard Wietlisbach. Gleich nach der Rückkehr beschloss er, als Langzeitgast ins Kloster zu gehen. Nach vier Monaten hatte er noch nicht genug. «Ich spürte, ich brauche das.» Bernhard Wietlisbach wollte regelmässig im Kloster leben. Ohne seine Frau zu verlassen. Das Klos-

Editorial

In Bewegung. *– In ehemaligen Klosterzellen des Kapuzinerklosters Wesemlin entstehen Wohnungen für Menschen, die die Nähe zur Klostergemeinschaft suchen. In Rapperswil haben sich die Kapuziner mutig auf das ungewöhnliche Arrangement eines «Teilzeit-Kapuziner» eingelassen (diese Ausgabe). Die im Vergleich zu den grossen christlichen Kirchen wesentlich jüngeren Religionsgemeinschaften verzichten im Ersuchen um Anerkennung zunehmend auf Privilegien und der Staat ist umgekehrt schneller bereit, Zugeständnisse zu machen auch ohne die formelle Anerkennung einer Religionsgruppe.*

Alle diese Episoden aus dem religiösen Leben der Schweiz zeigen: Religion ist im Fluss. Neben den als statisch wahrgenommenen Institutionen geschehen viele «Facts on the ground», und wo die Betroffenen sich aufeinander und die neue Situation einlassen, kommt es zu bereichernden Lösungen jenseits des Mainstream.

Gemeinsam weiterschauen und dabei gelegentlich über die offiziellen Hindernisse einfach hinwegschauen: So darf man vielleicht etwas gewagt auch Papst Franziskus verstehen, der Christen verschiedener Konfessionen unlängst aufforderte, die Ökumene selbstständig voranzubringen und nicht auf die Einigung in theologischen Fragen zu warten. ***Andrea Krogmann***

Das Zitat

Ungefragt. – «Die fragten damals nicht: 'Bist du katholisch oder orthodox?' Sondern das ging so: 'Du bist Christ?' Bumm!»

Bei einer Begegnung mit der ökumenischen «Ark Community» im vatikanischen Gästehaus Santa Marta (10. Oktober) erinnerte Papst ***Franziskus*** *an die Berichte über die Christenverfolgung während der kommunistischen Diktatur in Albanien, über die ihm Zeitzeugen während seiner dortigen Besuchs im September berichtet hatten.* (kipa)

Namen & Notizen

Fouad Twal. – Der Lateinische Patriarch von Jerusalem rief angesichts der Gewalteskalation in Jerusalem dazu auf, Ruhe zu bewahren und nach einer wirksamen Lösung zu suchen, um den Charakter der für Juden, Christen und Muslime heiligen Stadt zu bewahren. Keine andere Stadt der Welt habe einen vergleichbaren Status für die drei Religionen wie Jerusalem. (kipa)

Lukman Hakim Saifuddin. – Indonesiens neuer Religionsminister will die Religionsfreiheit in dem grössten muslimischen Land der Welt stärken. In den kommenden sechs Monaten werde an einem Gesetz zum Schutz aller religiösen Gruppen gearbeitet, einschliesslich jener ausserhalb der sechs offiziellen Religionen Islam, Katholizismus, Protestantismus, Hinduismus, Buddhismus und Konfuzianismus. (kipa)

Jean-Michel Girard. – Der 66-jährige Priester ist zum neuen Propst der Augustiner Chorherren vom Grossen St. Bernhard im Wallis gewählt worden. Er folgt auf **Jean-Marie Lovey**, der am 28. September zum neuen Bischof von Sitten geweiht wurde. (kipa)

Stefan Oster. – Der Passauer Bischof will noch vor Weihnachten in eine Wohngemeinschaft ziehen. Neben einer Ordensschwester wollen zwei alte Bekannte aus seiner Zeit bei den Salesianern Don Boscos in Benediktbeuern nach Passau ziehen. (kipa)

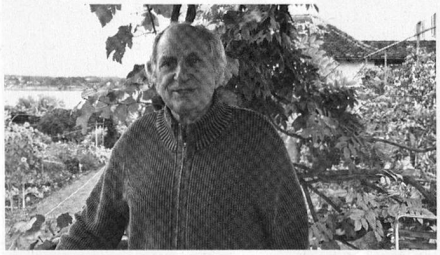
Ronald Lauder. – Der Präsident des Jüdischen Weltkongresses hat das Kunstmuseum in Bern davor gewarnt, das Erbe des Kunstsammlers **Cornelius Gurlitt** voreilig anzunehmen. Dies könne «die Büchse der Pandora öffnen und eine Lawine von Prozessen auslösen». Gurlitt soll im Besitz von Kunstwerken gewesen sein, die in der Nazizeit jüdischen Familien unter Zwang abgenommen wurden. (kipa)

Estela de Carlotto. – Die Vorsitzende der argentinischen Bürgerrechtsorganisation «Grossmütter der Plaza de Mayo» trifft am 5. November im Vatikan mit Papst **Franziskus** zusammen. Dabei will die mit dem Menschenrechtspreis der Vereinten Nationen ausgezeichnete Bürgerrechtlerin mit dem Papst über die weitere Suche nach den während der Militärdiktatur verschleppten Kindern sprechen. (kipa)

ter, wo der «Sonderfall» in der Gemeinschaft diskutiert wurde, war schliesslich einverstanden – und seine Frau liess ihn ziehen. Auch sie habe gespürt, dass ihm der Aufenthalt im Kloster gut tue.

Das Loch nach der Pensionierung

Nach der Pensionierung war Bernhard Wietlisbach unzufrieden. Das Berufsleben hatte ihn gefordert, die Tage waren ausgefüllt. 20 Jahre Marketing- und Verkaufsleiter bei einer Bierbrauerei, zuletzt 10 Jahre Inhaber eines Tankstellenshops mit 35 Angestellten. Als er 60 war, verkaufte das Ehepaar das Geschäft. Bernhard Wietlisbach war noch zwei Jahre lang mit Abschlüssen beschäftigt. «Danach fiel ich in ein richtiges Loch», erzählt er. «Ich hatte keine Aufgabe mehr. Keine Tagesstruktur, keine Verantwortung.» Er habe sich den



Bernhard Wietlisbach in Rapperswil

Übergang in die Pension einfacher vorgestellt. Zuhause kam es zu Spannungen. «Ich bin ein Typ, der eine Aufgabe braucht, und zwar eine sinnvolle.»

Bernhard Wietlisbach machte sich auf die Suche: Fahrdienst beim Roten Kreuz, Verpflegungsdienst bei der Pro Senectute, beides «unbefriedigend». Betreuung von Behinderten, das belastete ihn zu sehr. Ein Alpaufenthalt bei einer Familie, eine «fantastische Zeit, aber unheimlich anstrengend». Dann kam die Idee vom Kloster. Im Kapuzinerkloster Rapperswil stimmte einfach alles. Das «Gesamtpaket», zu dem auch der spirituelle Aspekt zähle, sei entscheidend gewesen.

Die Reise von Wettingen nach Rapperswil dauert nur fünf Viertelstunden. Doch zu Beginn sei das Pendeln zwischen den beiden Welten nicht einfach gewesen. Einen ganzen Tag habe er jeweils gebraucht, um sich vom intensiven Leben in der Gemeinschaft wieder auf den Alltag mit seiner Frau umzustellen. Heute fühlt sich Bernhard Wietlisbach manchmal als Kapuziner. Als «unser Teilzeit-Kapuziner» habe ihn der frühere Guardian des Klosters, Bruder Beat, jeweils vorgestellt, erzählt er.

Eifersüchtige Freunde

Im Kloster stellte Bernhard Wietlisbach fest: «Es braucht überhaupt nicht viel zum Leben.» Das einfache Leben der Brüder fasziniert ihn. Er selbst hat sich verändert. «Ich lebe heute nur noch in der Gegenwart. Dadurch fühle ich mich viel freier.»

Dass einer wie er ins Kloster geht: Bekannte und Freunde staunten, schüttelten den Kopf. So kannte man Bernhard Wietlisbach nicht. Immer wieder musste er sich erklären. Mit seiner Euphorie habe er viele überzeugen können, «fast anstecken». «Heute sind manche Freunde und Bekannte fast eifersüchtig.» Der Teilzeit-Kapuziner lacht.

Nach dem Treffen begleitet Bernhard Wietlisbach die Journalistin zur Pforte. Noch knapp drei Tage wird er im Kloster bleiben. Mit den Brüdern und Gästen frühstücken, die Post holen, einkaufen, kochen, gemeinsam essen, Gemüse rüsten, die Küche aufräumen, immer wieder beten. Dann ist Zeit zum Aufbruch in die andere Welt, zu Frau, Familie und Freunden. Er wird wiederkommen. (kipa / Bilder: Barbara Ludwig)

Ökumene-Impulse durch Christenverfolgung

Rom. – Die weltweite Verfolgung von Christen muss nach Ansicht von Papst Franziskus zu einer Stärkung der Ökumene führen. «Das Blut Christi, das heute von so vielen seiner Märtyrer in vielen Teilen der Welt vergossen wird, ruft und drängt uns zur Einheit», sagte Franziskus am 31. Oktober bei einem Treffen mit charismatischen Bewegungen im Vatikan.

«Für die Verfolger sind wir eins.» Diese «Ökumene des Blutes» müsse den Christen neue Impulse verleihen, so Franziskus. Er rief die Charismatiker zu einer «Einheit in der Verschiedenheit» auf. Einheit meine nicht Uniformität. Die Unterschiedlichkeit der Glaubensformen sei ein Geschenk des Heiligen Geistes. Die Christen sollten aber eins sein im Gebet zu Gott. Darin müssten heute vor allem die verfolgten Glaubensbrüder und -schwestern eingeschlossen werden.

Franziskus sprach vor Mitgliedern der «Catholic Fraternity of Charismatic Covenant Communities and Fellowships», einem ökumenischen Laien-Zusammenschluss, der vom 30. Oktober bis 2. November zur 16. internationalen Konferenz nach Rom gekommen war. (kipa)

Weniger Priester, mehr Wort-Gottes-Feiern

Gunda Brüske zur neuen «Wort-Gottes-Feier am Sonntag»

Von Georges Scherrer

Freiburg i. Ü. – Neue Zeichenhandlungen, Gebete in moderner Sprache, Anregungen für Feiern mit Familien und die stärkere Beteiligung der Lektoren sind Teil des neuen liturgischen Buchs «Die Wort-Gottes-Feier am Sonntag», das ab kommendem Jahr in der Deutschschweiz in Kraft tritt. Angesichts des Priestermangels werden der Anteil an solchen Feiern und ihre Bedeutung steigen, sagt Gunda Brüske, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Liturgischen Institut der deutschsprachigen Schweiz in Freiburg, im Interview mit Kipa-Woche.

Was sind die wichtigsten Änderungen?

Neu sind die Zeichenhandlungen, die vielen Gebete in moderner Sprache, der modifizierte Ablauf, Anregungen für eine Feier mit Familien, Anhänge mit weiterem Material, die stärkere Beteiligung der Lektoren. Die grundlegende Frage war dabei: Wie geht das? Wie kann das Wort Gottes gefeiert werden? Worte sind flüchtig, sie verklingen schnell. Worte können aber Wirklichkeit verändern – besonders Worte, die von Gott kommen. Gott teilt sich den Feiernden im Wort mit: eine Wortkommunion. Das neue Feierbuch schafft dafür Raum.

Im ersten Teil der Feier unterstützt eine Litanei die innere Sammlung. Eine Prozession mit dem Lektionar, also jenem liturgischen Buch, das die biblischen Lesungen im Ablauf des Kirchenjahres enthält, steigert die Erwartung. Das Wort wird inzensiert und zwar vor der ersten Lesung, denn alles Folgende ist Wort Gottes. Nach der Verkündigung antworten die Mitfeiernden durch die neuen Zeichenhandlungen: eine Verehrung des Wortes, der Zuspruch eines biblischen Wortes, ein Taufgedächtnis oder ein Bussakt mit Versöhnungszeichen. Sie antworten mit Gebet, insbesondere mit einem feierlichen Lobpreis. Die neue Feier bietet einerseits einen gleichbleibenden Ablauf und andererseits viele Gestaltungsmöglichkeiten.

Wie wird im neuen Feierbuch die Predigt und Austeilung von geweihten Hostien geregelt?

Eine Wort-Gottes-Feier kann wie bisher mit Kommunionspendung gefeiert werden. Aber wie im bisherigen Buch wird die Feier ohne Kommunionspendung empfohlen. Mit der Kommunionspendung in der Wort-Gottes-Feier ist der Auftrag Jesu «Tut dies zu meinem Gedächtnis» nicht erfüllt. Sie ist keine Mahlhandlung. Die Feier mit Kommunionspendung kann eine Eucharistiefeier nicht ersetzten. Wie die Messe eine eigene Form darstellt, hat auch die Wort-Gottes-Feier eine spezifische Gestalt.

Das neue Feierbuch setzt den Akzent noch stärker als bisher darauf, das Wort Gottes nicht nur zu hören, sondern wirklich zu feiern, und es so zum tragenden Fundament zu machen. Deshalb wird die Wort-Gottes-Feier ohne Kommunion begangen. Wo in bestimmten Fällen eine Feier mit Kommunionspendung vorgesehen ist, wird das Ergänzungsheft «Feierliche Kommuniongebete für die Wortgottesfeier mit Kommunion» zusammen mit dem neuen Buch verwendet.

Nimmt die Bedeutung des Buches zu?

Das Schweizerische Pastoralsoziologische Institut hat kürzlich eine Statistik veröffentlich, nach der an Sonntagen

Gunda Brüske

2.300 Messen und rund 300 Wort-Gottes-Feiern gefeiert werden. Das sind schon jetzt viele Wort-Gottes-Feiern, auch wenn die Verteilung regional sehr unterschiedlich ist. Es gibt Pfarreien, in denen an drei Sonntagen im Monat eine Wort-Gottes-Feier stattfindet, und solche, die noch jeden Sonntag eine oder sogar mehrere Messen anbieten können.

Ich sage noch: Angesichts des Priestermangels wird der Anteil an Wort-Gottes-Feiern und ihre Bedeutung steigen. Bedeutung bekommt sie aber nicht, wenn sie unter das Vorzeichen des Mangels gestellt wird: «Wir haben nur noch eine Wort-Gottes-Feier.» Bedeutung hat sie, wenn das Wort Gottes Nahrung ist und die Gegenwart Christi im Wort der Verkündigung wahrnehmbar wird. Hier setzt das Feierbuch mit seinen Zeichenhandlungen und Gebetstexten an. Die Gemeinde, die sich am Sonntag zu einer Wort-Gottes-Feier versammelt, begegnet Christus. (kipa / Bild: Andrea Moresino)

Kurz & knapp

Vertretbar. – Die geplante Streichung des obligatorischen Zusatzfachs «Religionskunde und Ethik» am Obergymnasium sei durchaus «vertretbar», stellt die Luzerner Staatskanzlei im Namen der Kantonsregierung fest. Das Fach figuriere nicht in dem vom Bund vorgeschriebenen Fächerkanon für die Maturität, und es werde weiterhin als Ergänzungsfach angeboten werden. (kipa)

App. – Das Kloster Disentis lanciert zum Jubiläum seines 1400-jährigen Bestehens die App «Hora Benedicti» für Smartphones. Mit der Benediktinerregel soll sie Inspirationsquelle und Orientierung für alle sein, die für sich und andere Verantwortung übernehmen – unabhängig von der religiösen Orientierung. (kipa)

Neu. – Papst Franziskus hat die neuen Statuten der Legionäre Christi gebilligt. Sie seien das Ergebnis dreijähriger Beratungen und Reflektionen und stünden für einen Neuanfang, so Generaldirektor Eduardo Robles-Gil. (kipa)

Umzug. – Der Weltverband der Suizidhilfe-Organisationen wird seinen Sitz voraussichtlich von New York nach Genf verlegen, wie am jüngsten Weltkongress der über 50 Organisationen in Chicago (USA) vorentschieden wurde. Gegen diese Verlegung nach Genf haben Exit Deutsche Schweiz und Sterbehilfe Deutschland mit der Begründung gestimmt, es sei angesichts der «Sterbetouristen» mit negative Reaktionen zu rechnen. (kipa)

Wiedereröffnung. – Seit rund 50 Jahren ist das Südportal der Kathedrale Freiburg geschlossen. Grund für die Schliessung waren die Immissionen von Tausenden von Autos, die während Jahrzehnten um die Kathedrale herumfuhren. In gut einem Jahr soll das Südportal des Freiburger Wahrzeichens wieder geöffnet werden – dank einer neuen Verkehrsführung. (kipa)

Widerspruch. – Trotz Eignung des Gebäudes sollen im Franziskushaus in Dulliken, bis Anfang 2012 im Besitz der Kapuziner, keine Asylsuchenden untergebracht werden. Eine solche Nutzung widerspräche den Bauvorschriften des 2012 genehmigten Gestaltungsplanes der Gemeinde. Derzeit wird das Haus als Studierendenwohnheim genutzt, ist aber nicht ausgelastet. (kipa)

Vatikan-Experte: Mehr Kirche im Internet

Bonn. – Die katholische Kirche muss nach den Worten des Vatikan-Medienexperten Paul Tighe ihr Engagement in der digitalen Welt verstärken. «Wenn wir dort nicht präsent sind, verlieren wir die ganze junge Generation», sagte der aus Irland stammende Sekretär des Päpstlichen Rates für die sozialen Kommunikationsmittel in Rom am 28. Oktober beim ersten Katholischen Medienkongress in Bonn.

Das Internet verändere die gesamte Kultur und die zwischenmenschlichen Beziehungen. Für die Kirche bedeute das, ihre traditionellen Formen der Verkündigung, ihre Medien und ihre Sprache auf den Prüfstand zu stellen. «Das Modell der Predigt – einer redet, alle anderen sind passiv und hören zu – funktioniert im Internet nicht mehr.» Eine «Bombardierung mit Glaubensinhalten» sei unangebracht. Notwendig seien auch eine einfache Sprache und mehr visuelle Kommunikation. «Wir können uns nicht länger hinter theologischen Formeln verstecken», so der Ire.

Tighe sieht die Kirche auch in der Pflicht, zu einer Ethik des Internet beizutragen und die «digitale Welt zu humanisieren». In Blogs und sozialen Medien müssten Respekt und Ehrlichkeit einen festen Platz haben. (kipa)

Anerkennung von Religionen

Freiburg i. Ü. – Die vor etwa 50 Jahren für die christlichen Volkskirchen entwickelte Anerkennung von Religionsgemeinschaften unter Gewährung von Privilegien kommt nach Einschätzung von René Pahud de Mortanges in Zeiten religiöser Vielfalt und Säkularisierung ausser Mode. Dies äusserte der Kirchenrechtler am 31. Oktober an einer Fachtagung in Freiburg i. Ü.

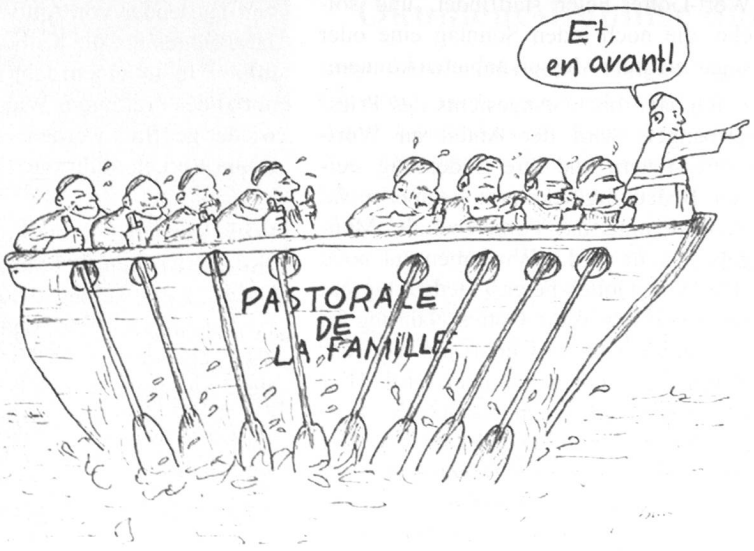
Noch immer strebten Religionsgemeinschaften nach der staatlichen Anerkennung. Dies zeigten jüngere Beispiele im Kanton Basel-Stadt. Auffällig dabei sei, dass die betreffenden Gemeinschaften vermehrt auf die damit verbundenen Privilegien verzichteten. Gleichzeitig komme es vor, dass Behörden den Status einer Religionsgemeinschaft ohne vorgängige Anerkennung verbessern.

Der Kanton Basel-Stadt etwa kenne die sogenannte kleine Anerkennung: Bei dieser Form verbleiben die Religionsgemeinschaften im Privatrecht, können aber konkrete Rechte erhalten. Bislang wurden so die anthroposophische Christengemeinde (2010), die Neuapostolische Kirche (2012) und zwei alevitische Gemeinschaften (2012) anerkannt.

Heute stehe bei den Anerkennungsbemühungen von Religionsgemeinschaften genau diese «Symbolwirkung» im Vordergrund, so Pahud de Mortanges: «Wen der Staat anerkennt, den erklärt er für gesellschaftlich integriert.» Gleichzeitig beobachte er, dass Behörden rechtliche Freiräume nutzen, um Religionsgemeinschaften, namentlich dem Islam, Privilegien ohne vorgängige Anerkennung zu gewähren. Beispiele sind etwa die Zulassung von Imamen an Gefängnissen oder die Einrichtung von muslimischen Gräberfeldern auf Friedhöfen verschiedener Städte. (kipa)

Zeitstriche

***Stillstand** – Entgegengesetze Kräfte haben die Arbeit der Familiensynode erschwert. Vorwärts kommt die Kirche so nicht, meint Zeichner Raphaël Zbinden.* (kipa)



Die Zahl

42. – «An welche übersinnlichen Phänomene glauben Sie?» 42 Prozent der Schweizer Internetnutzer antworten auf diese Frage mit «Gott, Gottheit, etwas Göttliches». 24 Prozent glauben an Engel, 20 Prozent an Wunder, 17 Prozent an Telepathie, 14 Prozent an Wiedergeburt und 13 Prozent an Astrologie. Das ergab eine Umfrage des Link-Instituts zusammen mit bluewin.ch. Befragt wurden 1.253 Internetnutzer zwischen 15 und 75 Jahren in den drei Schweizer Sprachregionen. (kipa)

2. – Zwei Prozent der anglikanischen Geistlichen in England, Schottland und Wales sind der Überzeugung, dass es sich bei Gott um ein menschliches Gedankengebilde handelt. Weitere 16 Prozent gaben an, unsicher zu sein. Je älter die Geistlichen, desto grösser ist offenbar der Anteil der Zweifler. Unter den seit 2011 ordinierten Seelsorgern gaben über 90 Prozent an, an Gott zu glauben; bei den in den 1960er Jahren Geweihten lag die Quote nur bei 72 Prozent. Für die Studie befragten Meinungsforscher mehr als 1.500 Seelsorgerinnen und Seelsorger. (kipa)

Das Zitat

Elitär. – «Es darf nicht der Eindruck entstehen, Religion sei nur etwas für die 'Dummen'. Auch die Bildungselite muss religiös alphabetisiert sein.»

*Der reformierte Zürcher Kirchenratspräsident **Michel Müller**, Präsident des interreligiösen runden Tisches im Kanton Zürich, betont gegenüber dem «**Tages-Anzeiger**» (29. Oktober), die Präsenz der Religionen an den Schulen sei von zentraler Bedeutung.* (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Andrea Krogmann
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

SKZ 45/2014

KONZEPT «SPIRITUAL CARE»

Selbstsorge – interdisziplinäres Gespräch – Arzt-Patient-Beziehung

PASTORAL

Die umfassende Sorge um und für den (Mit-)Menschen beinhaltet die physische, psychische, soziale und spirituelle Dimension. Die heutige Medizin in ihrer Spezialisierung, Ökonomisierung und Informatisierung ist fachlich und technisch zwar weit fortgeschritten, aber an einem Punkt angelangt, wo der Mensch als Ganzes (das Humanum) aus dem Blickfeld zu verschwinden droht. Viele Patienten sehnen sich nach einer vermehrt ressourcenorientierten Medizin, die auch die ethische und philosophisch-spirituelle Dimension in das Verständnis von Gesundheit und Krankheit sowie den Behandlungsplan einbezieht. Insbesondere, wenn die Frage nach dem Sinn des Ganzen in das Bewusstsein rückt, stellen der Patient (und auch der Arzt) Fragen, die nicht nur mit naturwissenschaftlichen Methoden zu beantworten sind und dem Behandlungsteam eine ganz neue Kompetenz abverlangen. Der Arzt sollte eine Grundkompetenz in Spiritual Care als medizinische Grundausrüstung haben. Dazu ist die Reflexion der eigenen spirituell-existentiellen Verortung von Bedeutung, die dem Arzt helfen kann, erstens das eigene Leben und den beruflichen Alltag zu bewältigen («cura sui»/Selbstsorge), die zweitens eine Orientierung für den Umgang im interdisziplinären Team sowie drittens in der Arzt-Patient-Beziehung geben kann.

Spiritual Care in den genannten drei Ebenen dient der Integration einer verantworteten Spiritualität im Bereich der Medizin und damit im ärztlichen Alltag. Ärzte und Pflegende werden so sensibilisiert für das Bewältigungs-, Entwicklungs- und Deutungspotential einer lebensdienlichen Spiritualität. Eine bewusste spirituell-praktische Verortung des Arztes erlaubt es, offen mit Menschen aus verschiedenen Kulturen und Religionen umzugehen, ebenso mit humanistisch-säkular geprägten Mitmenschen der Postmoderne.

Spiritualität als Ressource in der heutigen Medizin

Mit wissenschaftlichen Methoden wird seit einigen Jahren erforscht, was die spirituelle Betreuung, Spiritual Care, in der gemeinsamen Sorge für den Kranken in all seinen Dimensionen als interdisziplinäre Aufgabe bringt. Forscher gehen der Frage nach, wie Patienten und Patientinnen sensibel und kompetent ganzheitlich begleitet und betreut werden können, welche Anliegen und Bedürfnisse sie haben und welche konkreten Kompetenzen notwendig sind, um die dahinterliegenden Ressourcen zu erkennen und in den Behandlungs- und Betreuungsplan zu integrieren.

Mittlerweile liegen dazu umfangreiche Studien und wissenschaftliche Beiträge vor: Eine aktuelle Zusammenstellung mit Meta-Analysen zu Spiritualität als Ressource hat Harald Koenig von der Duke University USA verfasst.[1] In München wurde 2011 an der Universität ein Lehrstuhl für Spiritual Care eingerichtet.[2] Die Universität Basel bietet erstmals ab dem Herbst 2014 eine universitäre Weiterbildung Master of Advanced Studies (MAS) Spiritual Care für Ärzte an.[3] Im Lassalle-Haus Bad Schönbrunn wurde bereits Erfahrung gesammelt mit Ärzteseminaren sowie einem Lehrgang Spiritual Care.[4] Im Jahr 2012 gründeten Eckhard Frick und Traugott Roser die Internationale Gesellschaft für Gesundheit und Spiritualität e.V. (IGGS) und geben «Spiritual Care», die Zeitschrift für Spiritualität in den Gesundheitsberufen, heraus.[5] Im Mai 2014 fand bereits die vierte «European Conference on Religion, Spirituality and Health: Integrating Religion/Spirituality into Clinical Practice» statt.[6]

Kriterien für eine verantwortete und tragfähige Spiritualität

Es ist sinnvoll, systematisch Kriterien zu definieren, die für eine verantwortete, tragfähige und lebensdienliche Spiritualität stehen. Die ignatianische Spiritualität und auch andere kennen klare Kriterien zur Unterscheidung («discernement»).

Für das Konzept Spiritual Care soll hier kurz auf einfache und praktische Kriterien einer guten Spiritualität hingewiesen werden. Antworten auf folgende Fragen dienen der Klärung: Ist die Lebenspraxis lebensbehindernd oder lebensfördernd, vertröstend oder ermutigend, stabilisierend oder befreiend? Wird das gegenwärtige Leben wertgeschätzt? Wird ein ganzheitliches gelingendes Leben gefördert? Wird etwas Innerweltliches verabsolutiert? Werden etwa Symbole mit der Wirklichkeit verwechselt? Werden mythische Bilder verobjektiviert?

Die gelebte Spiritualität soll alltagstauglich sein, den Körper, die Sinne und die Affekte einbeziehen und eine klare und zugängliche Sprache aufweisen. Alle Menschen sollen in ihrer Würde wahrgenommen werden, jeder soll Zugang zur Gemeinschaft haben dürfen und offen sein für andere Spiritualitäten und Traditionen. Die Macht sollte geteilt und Autorität als «Empowerment» ausgeübt werden. Die Spiritualität sollte wach sein für sozio-ökonomische, ökologische und politische Probleme. Menschen im Dunkeln sollten mit Empathie wahrgenommen werden können und kritische Fragen

Die Fachärztin Helen Hochreutener absolvierte den MAS in Theology of Spirituality und wirkt als Kursleiterin am Lassalle-Haus Bad Schönbrunn. Der hier veröffentlichte Artikel ist eine Zusammenfassung ihrer Masterarbeit «Medizin und Spiritualität. Spiritual Care als theologischmedizinische Herausforderung. Aspekte um Verhältnis von Medizin und Spiritualität, zu Heil und Heilung in der christlichen Tradition sowie zu Ansätzen von Spiritual Care heute», die an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü. 2014 eingereicht worden ist.

[1] Harald Koenig / Dana King / Verna Benner Carson: Handbook of Religion and Health. Second Edition. Oxford 2012.
[2] Eckhard Frick E / Traugott Roser (Hrsg.): Spiritualität und Medizin. Gemeinsame Sorge für den kranken Menschen. Stuttgart 2009. www.spiritualocare.de
[3] Web-Link: http://www.uniweiterbildung.ch/studienangebot/kursdetails/?tx_x4econgress_pi1%5BshowUid%5D=779.
[4] www.lassalle-haus.org. Fortbildungsveranstaltungen Medizin und Spiritualität.
[5] Internationale Gesellschaft für Gesundheit und Spiritualität (Hrsg.) unter der Leitung von Eckhard Frick, Traugott Roser: Spiritual Care. Zeitschrift für Spiritualität in den Gesundheitsberufen. Kohlhammer Stuttgart. www.spiritual-care-online.de
[6] http://www.ecrsh.eu. Organisator Dr. med. René Hefti, Langenthal.

PASTORAL

sollten gestellt werden dürfen. Diese Indizien für eine tragfähige Spiritualität sind zwar nicht vollständig, können aber doch eine Orientierung geben für die Beurteilung der Güte einer gelebten Spiritualität.[7]

Das Konzept Spiritual Care

Das Konzept Spiritual Care bedeutet die umfassende Sorge für den Menschen. Sie nimmt den Menschen ganzheitlich in seiner bio-psycho-sozio-spirituellen Dimension wahr.

Selbstsorge («cura sui»)

In der Selbstsorge erhält der Mensch sich gesund und pflegt eine rational verantwortete, lebensdienliche Spiritualität. So kann er für sein Leben, seine Beziehungen und seinen Beruf Orientierung und Sinn finden und sich selbst verorten. Ein tragendes Fundament kann durch widrige Umstände Halt geben und die Resilienz stärken. Darüber hinaus schenken Vertrauen und Hoffnung gelingende zwischenmenschliche Beziehungen und eine gesunde Selbstliebe. Eine gelebte spirituelle oder religiöse Praxis kann dazu eine gute Ressource sein. Je nach biografisch-existentiellen Erfahrungen kann jedoch auch eine averse Reaktion gegen alles Religiöse auftreten, die dann als solche erkannt werden muss, da sie kontraproduktiv ist.

Jeder Mensch lernt am besten durch Selbsterfahrung, was ihm gut tut und was ihm schadet. Nach Lebenskrisen entwickelt er meist ein besonders gutes Gespür dafür. In einer grossen, repräsentativen, semi-quantitativen Studie haben Fegg und Mitarbeiter in Deutschland sinnstiftende Bereiche im Leben untersucht: als wichtige Bereiche haben sich familiäre und freundschaftliche Beziehungen, Freizeit, Religiosität und Natur herausgestellt. Bei gesunden, jüngeren Menschen sind Arbeit und Studium sehr wichtig, bei kranken, älteren Menschen hingegen Gesundheit, Tiere und Natur.[8]

Aus der Geschichte der christlichen Spiritualität sind Wege und Methoden bekannt, die im Rahmen von Spiritual Care geeignet sind, der Selbstsorge zu dienen. Exemplarisch soll hier kurz auf die Spiritualität der Wüstenväter und des Ignatius von Loyola eingegangen werden, da sie besonders geeignet sind, auf die Bedürfnisse des heutigen Menschen und der heutigen Medizin zu antworten.

Evagrios Pontikos hat die Weisheit der Wüstenväter gesammelt und systematisch geordnet. Diese Weisheit kann als ursprüngliche Form vieler Aspekte der heutigen Psychologie und Psychotherapie gelesen werden. Beinahe das gesamte Spektrum der psychischen und psychosomatischen Störungen war im Wesentlichen bekannt, wenn auch in der damaligen Terminologie ausgedrückt. So wurden vitale, affektive und geistige Grundbedürfnisse beschrieben, deren akzentuierte Form als verzerrte Leidenschaften («pathe») erkannt und bestimmte Verhaltensweisen zur deren Kontrolle oder Heilung empfohlen. Auch die «akedia» (Überdruss, Gleichgültigkeit, Trägheit, Unfähigkeit, den Augenblick zu geniessen) wurde als Krise in der Lebensmitte erkannt, die der Psychiater Daniel Hell als Vorläufer der heutigen «midlife crisis» beschreibt. Die Übungen des spirituellen Weges sollten dazu dienen, eine «apatheia» zu erreichen, was heute am ehesten einer Gelassenheit und inneren Freiheit entspricht.[9]

Die ignatianischen Exerzitien sind ein anderer pädagogisch gut konzipierter spiritueller Weg zum Erreichen der «Indifferenz». So kann der Mensch menschlich und intellektuell reifen und stimmige Entscheidungen treffen. Der Übungsweg erlaubt es, innere Freiheit zu gewinnen. So kann der Übende genügend frei von ungeordneten Anhänglichkeiten werden, für ein bewusst gewähltes Ziel.[10]

Spiritual Care im interdisziplinären Team

Eine spirituelle Führungskompetenz trägt zu einem gelingenden kommunikativen Umgang im interdisziplinären Team bei. Auch ärztliche Kollegen und Mitarbeiter sind unserer Sorge anvertraut und verdienen unsere Wertschätzung und Anerkennung. So kann es gelingen, dass ein gutes, tragendes Klima unter allen Mitarbeitern im Gesundheitswesen entsteht und das Klima nicht durch Mobbing oder andere Friktionen vergiftet wird.

Da in der christlichen Spiritualitätsgeschichte Methoden zu finden sind, die entwickelt wurden, um gemeinsam gute Entscheidungen zu finden und ein gutes Leiten resp. einen guten Umgang mit Macht zu gewährleisten, sollen zwei solche Methoden vorgestellt werden, in die zusätzlich auch moderne Erkenntnisse der Humanwissenschaften einfliessen.

Aufbauend auf der ignatianischen Spiritualität wird ein Ansatz zu gemeinsamen, tragenden Entscheidungen vorgestellt. Der günstige Augenblick, eine Entscheidung zu treffen, ist wichtig. Wählen und entscheiden zu können, gehören zu den typischen Merkmalen des freien Menschen. Der «kairos» (griechisch καιρος) ist der intuitiv gespürte rechte Augenblick, während der Ausdruck Chronos (griechisch χρονος) für die Zeit steht, die objektiv-linear abläuft. Gelegentlich werden dringliche Entscheidungen so unter Druck gefasst. Ignatius von Loyola leitet dazu an, sich für wesentliche Entscheidungen «indifferent» zu machen. Dazu soll der freie Mensch die ungeordneten Regungen, die Unordnung und Unheil in sein Leben bringen, wahrnehmen, sich jedoch in seinen Entscheidungen nicht davon bestimmen lassen.

Nach Ignatius ist die erste und beste Weise, sich zu entscheiden, die unmittelbare Intuition, die ohne Zweifel klärt, was zu tun ist. Die zweite Wei-

[7] Franz-Xaver Hiestand / Christoph Müller: Indizien einer tragfähigen Spiritualität, in: Samuel Leutwyler / Markus Nägeli (Hrsg.): Spiritualität und Wissenschaft. Forum für Universität und Gesellschaft. Zürich 2005, 269–283.

[8] Martin Fegg / Mechthild Kramer et al.: Meaning in Life in the Federal Republic of Germany: results of a representative survey with the Schedule for Meaning in Life Evaluation (SMiLE), in: Journal of Pain and Symptom Management 35. 4. 2007, 356–64.

[9] Evagrios Pontikos: Der Praktikos (Der Mönch). Weisungen der Väter. Herausgegeben und übersetzt von Gabriel Bunge. Band 6. Verbesserte Auflage. Beuron 2008.

[10] Ignatius von Loyola: Die Exerzitien. Christliche Meister. Einsiedeln 2005.

se der Entscheidung ist, die inneren Regungen bzw. die Affekte wahrzunehmen und zu unterscheiden. Gefühle und Affekte werden ehrlich und nüchtern beim Meditieren der verschiedenen Wahl-Varianten beobachtet. Die dritte Weise des Entscheidens ist das rationale Abwägen der Pro und Kontras.

Auf dem Hintergrund der «deliberatio patrum» hat Bernhard Waldmüller einen Leitfaden des spirituellen Umgangs mit gemeinsamen Entscheidungen vorgelegt, der sich für Entscheidungen im interdisziplinären Team gut anwenden lässt.[11] Alle Mitglieder einer Gruppe sollen ihre Perspektiven und Kompetenzen in den Entscheidungsprozess einbringen. Voraussetzungen sind ein Team mit einem gemeinsamen Ziel, eine Kultur des Hinhörens sowie ein Bemühen um hinreichende innere Freiheit der einzelnen Mitglieder («cura sui»). Zuständigkeiten sowie Aufgaben sollten klar formuliert sein. Das Ziel ist, dass die Entscheidung zu einem MAGIS (MEHR) an Leben und Freiheit für alle führt.

Die vorgeschlagene Art der Entscheidungsfindung basiert zwar auf christlichen Werten, ist jedoch weniger von Meditation, Betrachtung und Intuition bestimmt als von der Ratio. Im Spital ist ausserdem oft die Dringlichkeit (Chronos) bestimmend und weniger der rechte Zeitpunkt (Kairos). Diese kontroverse Situation gilt es zu berücksichtigen und ihr entgegenzuwirken.

Ärztliches Leiten und Umgang mit Macht

Ärzte tun gut daran, auch das Thema Macht zu reflektieren. Wer Macht ausübt, kann das Leben für sich und andere in vielfältiger Weise bestimmen. Macht ist grundsätzlich gut, da der Mensch kreativ sein Umfeld mitgestalten kann. Macht ist Mittel zum Ziel, soll also nicht Selbstzweck sein. Nach Ignatius sollen die Mächtigen ihre Macht für gute Zwecke einsetzen. Ein Amt oder eine Aufgabe gut zu führen, bedeutet, nicht aus Eigeninteresse einen Entscheid zu fällen, sondern eine «Win-win»-Situation für alle Beteiligten zu schaffen.[12]

Spiritual Care in der Arzt-Patient-Beziehung

Die christliche Anthropologie stellt den Menschen als Person in den Mittelpunkt. Eine «Person-Zentrierung» wirkt sich verändernd auf das leitende medizinische Behandlungskonzept aus. Die Arzt-Patienten-Kommunikation gewinnt mehr an Bedeutung. In der narrativen Medizin wird der Patient ermutigt, von seiner Krankheitserfahrung zu erzählen und selbst zu deuten.

Auf diese Weise kommt der Patient als unverwechselbare Person in den Blick. Krankheit ist auf der körperlichen Ebene oft mit Schmerzen und Einschränkungen verbunden, auf der sozialen Ebene mit Isolation und Einsamkeit und auf der psychischen Ebene mit Angst und Verzweiflung.

In der Lebensqualitätsforschung wird neben den objektiven Lebensbedingungen immer stärker auch das subjektive Wohlbefinden wie Zufriedenheit und Glücklich-Sein als wichtiges Kriterium betrachtet. Zur Prävention und zur Bewältigung von körperlichen Erkrankungen tragen persönliche Ressourcen wie Lebenszufriedenheit, Sinnerfüllung sowie säkular und religiös motivierte Bewältigungsformen («coping strategies») bei. Heilung heisst also nicht nur Beseitigung von Krankheit, sondern Ermöglichung eines als subjektiv sinnvoll erfahrenen Lebens. Die Arzt-Patient-Beziehung soll geprägt sein durch Empathie und Mitmenschlichkeit. Die Sensibilität für die spirituelle Dimension in der Arzt-Patient-Beziehung kann zu einem achtsameren, ganzheitlicheren Umgang mit dem Patienten führen.

Der Arzt kann zu einem frühen Zeitpunkt in der ärztlichen Beziehung dem Patienten signalisieren, dass er offen ist für diese Dimension, indem er beim Erheben der Anamnese den Patienten auf seine spirituell-religiösen Bedürfnisse und Ressourcen anspricht. Standardisierte, semiquantitative Anamnese-Interviews dazu wurden mittlerweile erarbeitet und evaluiert [SPIR-Anamnese-Interview].[13] Je nach Bedarf lässt es sich situationsbezogen erweitern. Sollte der Patient im Augenblick kein solches Gespräch führen wollen, ist sein Wille Gebot. Er hat jedenfalls den Hinweis bekommen, dass er, falls gewünscht, das Gespräch fortsetzen oder sich anderweitig diesbezüglich in Verbindung setzen kann.

Eine schwere Krankheit zwingt den Menschen oft dazu, über den Sinn der Krankheit, über den Sinn des eigenen Lebens und über die eigene Begrenztheit und den Tod nachzudenken. Solche Fragen sind allgemein menschliche Fragen und nicht an eine spezifische Religion oder Spiritualität gebunden. Wenn der Mensch sich auf diese Fragen einlässt, wird die existentielle Erfahrung einen spirituellen Reifungsprozess auslösen. Oft zwingt auch eine Krankheit, bisherige eigene Lebenswünsche loszulassen, Unfertiges anzunehmen und sich mit dem Leben zu versöhnen. Oft wächst der Mensch über sich hinaus, transzendiert sich also selbst und findet seinen Lebenssinn im Sein-für-Andere oder im Sein-für-etwas-Anderes. Im Gewahr-Werden der eigenen Grenzen, in der Lebenskrise kann der Mensch oft das entscheidend Wesentliche im eigenen Leben finden. Die Leidfrage ist die zentrale Bewährungsprobe für eine Spiritualität, soll sie doch zeigen, ob sie Ressourcen für eine subjektive Bewältigung von Leid und Tod zur Verfügung zu stellen vermag. Der Begleitende soll keine falschen Hoffnungen geben, jedoch auch nicht jede Hoffnung auf Heilung nehmen, sondern Orientierung schenken. Leid, Schmerz und Tod gehören konstitutiv zur Existenz des Menschen. Der bewusst

[11] Bernhard Waldmüller: Gemeinsam entscheiden. Ignatianische Impulse. Würzburg 2008.
[12] Stefan Kiechle: Macht ausüben. Ignatianische Impulse. Würzburg 2005; ders.: Sich entscheiden. Ignatianische Impulse. Würzburg ⁴2008.
[13] Wie Anm. 2.

Sterbende kann zum Schluss kommen, dass der Sinn des Lebens in etwas Umfassenderem liegen muss. Im Umgang mit der Schuldfrage muss oft in einer spirituell-existentiellen Reifung unerklärliches Leid stehen gelassen werden, um nicht in kurzschlüssige Erklärungen zu fallen. Die Frage nach dem Danach gründet sich biblisch in der personalen Beziehung zum Du Gottes. Gott hält seine Leben-schaffende Beziehung zum Menschen aufrecht, über den irdischen Tod des Menschen hinaus. Damit verbunden ist eine ethische Dimension, es besteht nämlich nicht nur eine Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tod, sondern auch eine Hoffnung auf eine endgültige Gerechtigkeit. Rituale und Sakramente können in Krankheit und Tod oft eine entscheidende Rolle spielen. Die pastorale Praxis soll sich dabei nach dem Bedürfnis der Patienten richten.[14]

Die Palliativmedizin und die Palliative Care haben sich prominent in ihrem Leitbild der ganzheitlichen, inklusive der spirituellen Verantwortung verpflichtet.[15] Der Palliativmediziner Gian Domenico Borasio erwähnt für die Sterbebegleitung folgende wesentlichen Bedürfnisse des Patienten und Sterbenden: Kommunikation, eine optimale palliativ-medizinische Therapie, psychosoziale Betreuung und spirituelle Begleitung.[16] *Helen Hochreutener*

[14] Walter Schaupp: Spirituelle Dimensionen des Krankseins, in: Ulrich Körtner / Siegrid Müller / Maria Kletecka-Pulker / Julia Inthorn (Hrsg.): Spiritualität, Religion und Kultur am Krankenbett. Wien-New York 2009, 165–175.

[15] Vgl. Anm. 2 und 8.

[16] Gian Domenico Borasio: Über das Sterben. Was wir wissen. Was wir tun können. Wie sie uns darauf einstellen. München 2012.

Inländische Mission: 150 Jahre lang materielle Wohltaten vermittelt

Kurz vor der Sommerpause tagte in Zug die Mitgliederversammlung der Inländischen Mission (IM). Es war die 150. Ordentliche Versammlung des 1863 gegründeten kirchlichen Hilfswerkes. Wahrscheinlich konnnte man an der ersten ordentlichen Versammlung im Jahre 1865 noch keine grossen Beträge an bedürftige Pfarreien verteilen. Dabei war die Not vor allem in der Diaspora, wo, wie in Zürich nur kleine Gruppen von Katholiken in bescheidensten Verhältnissen ihren Glauben zu leben versuchten, recht gross.

Notwendige Hilfe durch die Inländische Mission

Die Inländische Mission sei nach wie vor notwendig, sagte an der diesjährigen Mitgliederversammlung Bischof Felix Gmür, der im Auftrag der Schweizer Bischofskonferenz für das Ressort Hilfswerke verantwortlich ist. Freilich, die Beitragsgesuche kommen heute kaum mehr aus der Diaspora, es sei denn aus Gegenden, wo keine Kirchensteuer erhoben werden kann. Nicht alle Gesuche können berücksichtigt werden. Immerhin hat die IM im vergangenen Jahr erneut 250000 Franken für persönliche Seelsorgerhilfen und 750000 Franken an bedürftige Pfarreien, für Seelsorgeaufgaben und konkrete Projekte verteilen können, obwohl die Erträge aus dem Bettagsopfer zurückgegangen sind. Die Bischofskonferenz hält angesichts bestehender Notlagen im eigenen Land, vor allem in wirtschaftlich schwachen Regionen, die Bettagskollekte weiterhin für absolut nötig und apppelliert an die Solidarität der Gläubigen.

Die breit abgestützte Mitgliederversammlung der IM wird von Ständerat Paul Niederberger, Büren (NW), präsidiert. Vizepräsident ist René Zihlmann, Zürich. Dem Vorstand, der für eine neue Amtsperiode wiedergewählt wurde, gehören auch Urban Fink, Oberdorf (SO), und Urs Staub, Bern, sowie neu Dirk De Winter, Genf, an. Für ihr jahrelanges Engagement im Vorstand zu Gunsten dieses Hilfswerkes durften Hildegard Aeppli, St. Gallen, und Kurt Stulz, Rechthalten (FR), den grossen Dank der Versammlung entgegennehmen.

Erfolgreiches Jubiläumsjahr

Geschäftsführer Adrian Kempf wies in einer Zusammenfassung über das vergangene 150. Tätigkeitsjahr auf die zahlreichen Jubiläumsanlässe hin, die durchgeführt wurden, um das Hilfswerk wieder mehr ins Bewusstsein der Katholikinnen und Katholiken zu bringen und wenn möglich neue finanzielle Quellen zu erschliessen. Eindringlich gilt die Bitte, das Bettags- und Epiphanieopfer auch zukünftig aufzunehmen, wenn nicht am vorgesehenen Tag selber, dann an einem folgenden Sonntag. Die IM dankt für jede materielle und geistige Unterstützung. *Arnold B. Stampfli*

Autorinnen und Autoren dieser Nummer
Dr. theol. *Veronika Bachmann*
RPI, Universität Luzern
Frohburgstrasse 3
6002 Luzern
Veronika.Bachmann@unilu.ch
Willi Bürgi-Schwegler
Bellevueweg 2, 6210 Sursee
waldburga@bluewin.ch
Dr. med. *Helen Hochreutener*
Bahnhofstr. 29, 3800 Interlaken
helene.hochreutener@hin.ch
Prof. Dr. *Salvatore Loiero*
Université Miséricorde
Av. de Rome 20, 1700 Freiburg
salvatore.loiero@unifr.ch
Arnold B. Stampfli
Felsenegg, 8739 Rieden
felsenegg@bluewin.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Redaktion
Maihofstrasse 76
Postfach, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Redaktionskommission
Prof. Dr. *Adrian Loretan* (Luzern)
P. Dr. *Berchtold Müller* (Engelberg)
Pfr. *Heinz Angehrn* (Abtwil)

Herausgeberin
Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK)

Herausgeberkommission
GV Dr. *Markus Thürig* (Solothurn)
Pfr. *Luzius Huber* (Wädenswil)
Pfr. Dr. P. *Victor Buner* SVD (Amden)

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 169.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 98.–
Ausland zuzüglich Versandkosten

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.
Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 11.00 Uhr.

Kipa-Woche als SKZ-Beilage
Redaktionelle Verantwortung:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

«Mit Migranten und Flüchtlingen: Unterwegs zu einer besseren Welt»
Wort der Schweizer Bischöfe

Liebe Brüder und Schwestern
Heute sind in aller Welt viele Menschen unterwegs. Nicht alle tun das freiwillig. Kriege und Armut zwingen unzählige Menschen, ihre vertraute Heimat zu verlassen, um zu überleben und auf eine bessere Zukunft zu hoffen. Dabei verlieren nicht wenige auf der Flucht ihr Leben, oder sie müssen erleben, wie sie nicht erwünscht sind und schlecht aufgenommen werden. Einige möchten auch in unser Land kommen, das überall bekannt ist wegen seinem Frieden und Wohlstand. Papst Franziskus hat letztes Jahr bei seinem Besuch der Flüchtlinge auf der Mittelmeerinsel Lampedusa offen bekannt, wie er sich persönlich überfordert fühle durch die Not der unzähligen Flüchtlinge, die nach Europa kommen wollen. Damit hat er ein Unbehagen ausgedrückt, das auch wir empfinden, wenn wir von den vielen Menschen hören, die heute auf der Flucht sind und dabei zu wenig Hilfe und menschenwürdige Aufnahme finden.
Unser eigenes Land braucht viele Leute aus dem Ausland, um den Wohlstand weiterhin zu bewahren. Deswegen nahm in den letzten Jahren unsere Bevölkerung um mehr als ein Prozent zu. Um alle Neuzugezogenen aufzunehmen, könnten wir in der Schweiz jedes Jahr eine neue Stadt bauen, die grösser wäre als Luzern. Als im vergangenen Februar sich mehr als die Hälfte unserer Stimmbürger überraschenderweise gegen eine «Masseneinwanderung» ausgesprochen hat, sind nicht wenige Leute bei uns und in Europa erschrocken. Manche der über 23 Prozent Ausländer in der Schweiz haben sich gefragt, ob sie bei uns noch erwünscht seien. Spitäler und Betriebe, die auf ausländische Arbeitskräfte angewiesen sind, fragen sich, wie sie ihren Betrieb aufrechterhalten können. Unsere Politiker versuchen im Ausland und in der EU, den Schaden zu begrenzen und zu erklären, dass unser Volk nicht wegen einer Ausländerfeindlichkeit so abgestimmt habe, sondern aus einer Sorge und der Überzeugung, dass auch in unserem Wohlstandsstaat Grenzen des Wachstums angebracht und nötig seien.
Dankbar dürfen wir allen sein, die Flüchtlinge in unserem Land gut aufnehmen, aber auch denen, die sich in den Krisengebieten dafür einsetzen, dass den Flüchtlingen mit Menschlichkeit und Wohlwollen geholfen wird. Unzählige engagieren sich überall in der Welt, dass Armut und Not am Ort so überwunden werden, damit es nicht zu Vertreibungen und Kriegen kommt, sondern dass die Menschen in ihrem Land selber bessere Lebensmöglichkeiten finden. Danken dürfen wir allen Pfarreien und Kirchgemeinden, die anderssprachige Glaubensschwestern und -brüder gastfreundlich aufnehmen und es ihnen ermöglichen, ihren katholischen Glauben in ihrer Sprache und Kultur zu leben. Dazu helfen ihnen ihre anderssprachigen Missionare, deren anspruchsvoller Seelsorgeeinsatz unsere besondere Dankbarkeit verdient. Bewunderung und Dankbarkeit dürfen wir auch allen Ausländern zeigen, die sich aufgemacht haben, ihre vertraute Heimat zu verlassen, um das Abenteuer einzugehen, bei uns eine neue Existenz aufzubauen. Sie verdienen es, dass wir ihnen nicht von vornherein mit Misstrauen und Vorurteilen begegnen, sondern mit Offenheit, Wohlwollen und christlicher Geschwisterlichkeit. Denn so oft können wir erleben, wie diese fremden Menschen uns in vielfacher Weise bereichern können: menschlich, kulturell, mit ihrer Phantasie, Lebensfreude und Arbeitskraft. Wir Schweizer müssen gar nicht in aller Welt herumreisen, um die Schätze der fremden Kulturen zu erleben. Es sind ja so viele Fremde bereits bei uns, die Freude haben, wenn wir sie vermehrt entdecken und schätzen. Bei einem guten und gerechten Umgang mit den Fremden können wir bei uns erleben, dass sie uns weniger Probleme bringen, als vielmehr Freude und neue Lebensperspektiven.

+ *Martin Gächter*, Delegierter der Schweizer Bischofskonferenz für Migration

BISTUM CHUR

Ernennung
Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder ernannte *Shaju Joy* zum Vikar im Seelsorgeraum Urner Oberland für die Pfarreien und Kaplaneien des Seelsorgeraumes Urner Oberland.

Dekret
Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder bestimmte zur Mitwirkung am Seelsorgedienst Diakon *Claudio Cimaschi-Oberti* als Pfarreibeauftragter für die Pfarrei Hl. Antonius v. P. in Wallisellen.

Missio canonica
Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder erteilte die bischöfliche Beauftragung (missio canonica) an:
Pedro José Guerrero Díaz als Pastoralassistent mit der Aufgabe als Pfarreibeauftragter für die Pfarrei Hl. Josef in Affoltern am Albis;
Pavol Miklovic als Pastoralassistent in der Pfarrei St. Josef in Winterthur (Töss).

Nach Ablauf der bisherigen Beauftragung erneuerte Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder die bischöfliche Beauftragung (missio canonica) für *Christoph Wettstein* als Pastoraler Mitarbeiter in der Seelsorge am Stadtspital Triemli in Zürich.

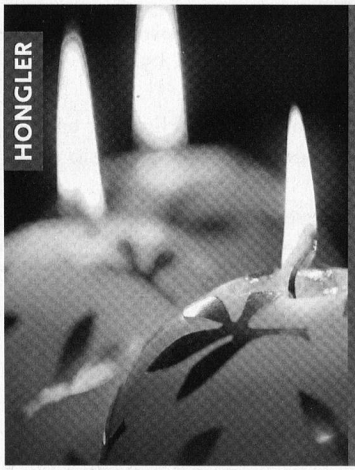
Chur, 30. Oktober 2014 *Bischöfliche Kanzlei*

BISTUM ST. GALLEN

Freiwilliger Bildungsurlaub 2016
Priester, Diakone, Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten sowie hauptamtliche Katechtinnen und Katecheten, die 2016 Anrecht auf freiwilligen Bildungsurlaub haben und daran interessiert sind, den freiwilligen Bildungsurlaub zu beziehen, melden sich bitte bis Ende Januar 2015 bei Franz Kreissl, Leiter Amt für Pastoral und Bildung, Klosterhof 6b, 9001 St. Gallen, E-Mail kreissl@bistum-stgallen.ch .
Wer seit dem Arbeitsbeginn oder seit dem letzten freiwilligen Bildungsurlaub acht Jahre im Bistum St. Gallen gearbeitet hat, hat Anrecht auf zwei Monate. Wer seit dem Arbeitsbeginn oder seit dem letzten freiwilligen Bildungsurlaub zwölf Jahre im Bistum St. Gallen gearbeitet hat, hat Anrecht auf drei Monate Bildungsurlaub. Genaueres finden Sie im Ordner «Hilfen – Regelungen – Weisungen» unter der Nummer 5.2.1.1.3. Bei Fragen wenden Sie sich bitte ebenfalls an Franz Kreissl.

Portal kath.ch Gratisinserat
Das Internetportal der Schweizer Katholiken/Katholikinnen

Das Anfertigen von **Kirchenmobiliar** wie **Bänke aller Art, Altartisch, Ambo, Beistelltische oder Sakristei- und Beichtzimmereinrichtungen** in moderner oder traditioneller Art, erfordert handwerkliche Erfahrung und Einfühlungsvermögen für die jeweilige Situation. Verlangen Sie unseren Vorschlag.
J. Schumacher AG, Möbelbau, Aeulistrasse, 7323 Wangs
Telefon 081 720 44 00 j.schumacher@schag.ch www.schag.ch



Lichterglanz bei Hongler Kerzen

November & Dezember:
Weihnachtsausstellung im Laden.
Günstige Kerzen im Kiloverkauf.

Mi 14 Uhr, Sa 9 – 13 Uhr
Führungen durch die Kerzenwerkstatt.

Kerzenfabrik Hongler
9450 Altstätten SG

Informationen unter
Tel 071/788 44 44
oder **www.hongler.ch**

seit 1703

Christusstatue gratis abzugeben

Nebenstehende Christusstatue mit einer Höhe von ca. 1,50 m (inkl. Steinsockel) wird wegen Auflösung eines Familiengrabes gratis abgegeben. Es ist das Anliegen der Schenkerin, dass die Christusstatue auch weiterhin erhalten bleibt und einen würdigen Platz erhält. Die Christusstatue ist in einem ausgezeichneten Zustand.

Interessenten melden sich bitte bei: Frau Alice Champion-Rebsamen, Dornacherstrasse 22, 4600 Olten, Telefon 062 2121 83 03.

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14
LIENERT KERZEN

Das Bibel-Spielfilm-Projekt

Der neue pastorale Impuls aus dem Hause KleinFilm

Erwachsene oder Jugendliche schreiben ein Drehbuch und bringen einen Bibeltext im Spielfilm in die Gegenwart. 1–3 Tage.

lic. theol. Christoph Klein
www.KleinFilm.jimdo.com
071 750 06 24

Katholische Kirchgemeinde Luzern

In der City von Luzern bewegen sich jeden Tag tausende von Menschen. Pendlerinnen und Pendler sowie Passantinnen und Passanten sind auf dem Weg zur Arbeit, zum Einkaufen – oder sie sind aus andern Gründen unterwegs. Touristinnen und Touristen schauen sich die Schönheiten unserer Stadt an.

In diesem Umfeld will die Katholische Kirche Stadt Luzern neue Formen der kirchlichen Präsenz entwickeln. Ein zentraler Ort für diese Präsenz wird die Peterskapelle bei der Kapellbrücke sein.

Für den Aufbau und die Leitung dieses Angebots suchen wir nach Übereinkunft eine/n

Theologen / Theologin

als

Leiter/in City-Pastoral (60–80 Prozent)

In dieser neu geschaffenen Funktion stellen Sie mit einem kleinen Team den Kontakt zu den verschiedenen Zielgruppen und Kooperationspartnern her. Sie planen und gestalten mit Ihrem Team ein vielseitiges Angebot. Darüber hinaus arbeiten Sie eng zusammen mit den Zentrumskirchen, den Pfarreien und dem Pastoralraum Luzern-Stadt und übernehmen Aufgaben in der Öffentlichkeitsarbeit.

Damit Sie diese Herausforderung erfolgreich wahrnehmen können, erwarten wir eine theologische Ausbildung mit ökumenischer Offenheit. Sie sind kommunikativ und haben Kenntnisse und Erfahrung in seelsorgerischer Gesprächsführung. Darüber hinaus sind Sie mit Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten in Animation, Marketing und Projektmanagement zur Initiierung und Umsetzung von ausgewiesenen Projekten befähigt.

Für die Beantwortung von Fragen steht Ihnen Georg Vogel, Koordinator des Pastoralraums Luzern-Stadt, gerne zur Verfügung (041 229 99 20). Informationen über die Katholische Kirche Stadt Luzern können Sie auch unserer Homepage entnehmen (www.kathluzern.ch).

Wir freuen uns auf Ihre aussagekräftige elektronische Bewerbung bis 14. Dezember 2014 an die Abteilung Personal des Bistums Basel (personalamt@bistum-basel.ch) und an den Personalverantwortlichen der Katholischen Kirchgemeinde Luzern (erwin.zimmermann@kathluzern.ch).

Katholische Kirche
Stadt Luzern

AZA 6002 LUZERN

SKZ 45 6. 11. 2014